DER KROKODILL, ODER DIE LETZTEN SCHICKSALE DER...

Gustav Graf von Schlabrendorf

Digitized by Google

S.A.30.C.110.

Digitized by Google

Eingang.

I. Die Lauretten Glocke.

II Der Exjesuit

III. Der Krokodil.

IV. Lebensgenuss.

V. Ottilie.

VI. Der Maler.

VII. Auguste.

23134-A.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Krokodill;

oder:

die letzten Schicksale der Menschen und Staaten.

Eine

prophetisch-romantische Vision

vom Verfasser des

Napolion Bonaparte und das französische Volk.

Aus den Zeichen der Zeit und ihrem Spiegel — der Weltgeschichte.

Erster Band.

London, 1806.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eingang.

Nur der ein gutes Herz mit thätigem Willen verbindet, verdient die Bekanntschaft der Wissenschaften, denn er wird seine Kenntnisse zum Wohl der Menschheit brauchen.

Die Weisheit ist der Sonne ähnlich; sie erwärmt jeden Sterblichen, und leuchtet überall. Doch um die

Wonne ihrer Wärme zu fühlen, wird eine Organisation des Körpers erfodert, die dem Grade ihrer Wärme angemessen ist. Der böse Mensch ist nicht würdig, die Wege zu kennen, durch die die Kunst zum Glücke führt, denn was Segen der Menschheit in der Natur ist, würde bey ihm Fluch der Welt werden.

Die wohlriechenden Blumen dufteten vergebens für den, der keinen Geruch hat, und die Brosamen, die von der Tafel der Gottheit fallen, sind nicht für die Schweine, die im Kothe wühlen.

Digitized by Google

Es ist ein gewisser Grundsatz in der Natur, daß das heilsamste Kraut durch Mangel der Kenntniß seiner Kräfte zu Gift wird; und es liegt in der Natur der Mücke, daß sie sich an der Flamme verbrennt, weil sie ihre Wirkung nicht kennt.

Die Geheimnisse der Natur kann kein Mensch dem andern vollkommen kennen lehren: die Natur selbst ist die Priesterin, und weihet den in ihr Heiligthum ein, der sie gesucht hat, und der ihrer würdig ist.

Der, welcher einige Kenntniß be-

sitzt, kann dem andern, der sie wissen möchte, nur den Weg zu denselben zeigen, gehen muß der Lehrling selbst.

Hat der Lehrling krumme Beine und hinkt, so ist es nicht die Schuld des Lehrers; auch ist es nicht seine Schuld, wenn der Lehrling schielt, oder einäugig ist, oder, wenn er immer seine Augen aufwärts hebt, und die schönen Sachen nicht sieht, die zunächst an ihm sind. Auch ist es nicht des Lehrers Schuld, wenn der Lehrling stolpert; denn der Lehrer warnt: langsam zu gehen.

Digitized by Google

Uebereilet nichts! — der Natur größte Geheimnisse sind am nächsten bey uns, und ruhiges Forschen findet sie eher, als schnelles Ueberblicken.

Nicht jeder Mensch ist der Ehre würdig, den Tempel der Weisheit zu besuchen. Auch hat die Gottheit alles so weise eingerichtet, daß der Böse sie nicht hintergehen kann. Der Vogel lebt in der Luft; der Fisch im Wasser; der Mensch auf der Erde. Jedes Element fodert eine gewisse Organisation des Geschöpfs, das in demselben lebt: so fodert auch der

Tempel der Weisheit eine gewisse Organisation des Weisen, die der Sphäre angemessen ist, in der er leben will.

Wer den Geheimnissen der Natur nachspüren will, der studire ihr großes Buch, dieses Buch ist die Natur. Glücklich, der die Buchstaben kennt, mit welchen dieses Buch geschrieben ist; noch glücklicher der, der buchstabiren kann; und am glücklichsten der, der darin zu lesen weiß. Lies in diesem Buche — lies mit dem Auge deiner Seele. Dieses Auge ist Beobachtung.

Das Auge deiner Seele muß heiter seyn. Diese Heiterkeit erlangt man durch die Ruhe der Leidenschaften. Nur in der reinen Quelle siehst du das Bild der Sonne; trübe ist ihr Licht in Bächen, die stürmend dahinrollen, oder wo Schlamm und Moos aus dem Grunde das Wasser trüben. So verhält es sich eben mit der Weisheit.

Wachs zerschmelzt beym Feuer; und dürres Holz verbrennt; was nicht schmelzen und brennen will, muß mehr als Wachs und Holz seyn.

Selbstdenken ist einer der richtigsten Wege. Wer selbst denkt, ist weit über den erhaben, der nur andern nachdenkt.

Man muß selbst denken, nicht andern nachdenken; selbst suchen, und nicht die Zeit mit Angaffen vertändeln, was andere erfunden haben.

Lesen ist gut, aber Selbstdenken ist besser.

Wer lesen will, der lese mit Gleichgültigkeit und kaltem Blute. Er reinige seine Seele von Vorur-

theilen des Ansehns, sey gelassen und verwerfe nichts. Vor allem hüte sich der Mensch vor Stolze.

Der Stolz ist ein Gräuel in den Augen der Weisheit. Der Stolz hat den Menschen von den Wegen der Wahrheit entfernt, und hinderte ihm den Zutritt in den Tempel der Natur.

Der Stolz ist die Ursache, daß die Gelehrten immer in den Wolken schweben, und die Schätze nicht kennen, die unter ihren Füßen liegen.

Der Stolz verachtet alles, lacht

über alles, was es nicht begreift. Er läßt sich nie herab, und findet daher viele Geheimnisse nicht, die oft die Natur dem ganz gewöhnlichen Menschen mitgetheilt hat.

Der Stolz verkünstelt alles, und überstudirt die ganz natürlichen Erscheinungen. Er vergißt, daß die Einfachheit die sonderbarsten Wirkungen erklärt. Der Stolz sucht immer das Große, das Erhabene, das Wunderbare, und die wahre Ursache, die in der Einfalt der Natur liegt, entwischt seinen Bemerkungen.

Der Mensch, erschaffen zu unendlichen Seligkeiten, hat die wirkendsten Triebe in sich, und die höchste Macht der Seele.

Der Mensch verkennt diese Macht, gebraucht sie nie, oder selten, schwächt seine eigne Kraft, und sucht Weisheit und Wissenschaft, wo er sie nicht finden kann.

Gelehrte werfen den Kern oft fort, und schreiben Folianten über die Schale.

Der Stolz der Gelehrten, ihre

Schulzänkereyen, entfernen uns von den Wegen der Wahrheit; denn diese ist nicht für den Stolzen, sondern für den, der mit aufrichtigem Herzen Kenntnisse sucht, der Menschheit zu nützen.

Du, dessen Seele zur Empfänglichkeit höherer Dinge, du, Mensch und Bruder! wirst mich verstehen; und du, dessen Seele diese Stimmung nicht hat, du sollst mich nicht verstehen.

Du, in dessen Seele der Keim zum Guten liegt, dir wird der Na-

tur dunkles Hieorglyph deutlich wer-
den, und ein näherer Umgang mit
dieser Schrift wird dir Aufschlüsse
über manches große Geheimniß geben.

Es giebt Dinge in der Natur,
die für den größten Haufen der Men-
schen Geheimnisse sind und Geheimnisse
bleiben werden, weil der größte Hau-
fe aus Dummen und Bösen besteht,
welche die Geschenke der Gottheit
mißbrauchen würden.

Die mittelbar wirkende Kraft der
Gottheit in dieser Körperwelt ist die
Natur.

Wer die Gottheit von der Natur entfernen will, trennt die Seele vom Körper.

Wo Gott mittelbar wirkt, ist die Kraft dieser mittelbaren Wirkung Natur.

Der bewölkte Verstand des Menschen findet oft keinen Grund zur Erklärung einer Sache in der Natur, und nennt sie daher übernatürlich.

Das Uebernatürliche in dieser Körperwelt gründet sich mehr auf die Eingeschränktheit unsrer Kenntnisse, als

auf die Wesenheit der Sache. Es giebt Kräfte, Wirkungen und Folgen, und aus diesen besteht alles.

Kräfte und Wirkungen bindet keine absolute Nothwendigkeit, sondern ihre Nothwendigkeit ist nur relativ nothwendig; die Folgen aber sind absolut nothwendig; denn Folgen sind Kinder der Wirkungen, und Wirkung ist die Tochter der Kraft.

Die Kraft liegt im Ganzen; jede Wirkung in der Kraft, jede Folge in der Wirkung; alles schließt sich in eine Kette.

Ohne Gott ist die Natur ein todtes Wesen. Natur ist der Herold des Ewigen, das Organ, das den Schöpfer verkündigt, und die Gottheit mit der Körperwelt verbindet.

In der Natur liegt die wirkende Kraft der Gottheit zum Besten der Körperwelt.

Die wirkende Kraft der Gottheit äußert sich in den verschiedenen Wirkungen der Natur. Die Natur ändert sich nicht, nur die Art der Verschiedenheit ihrer Wirkung ist die Ursache der Verschiedenheit der Folgen.

Verschiedene Folgen können die nämliche Kraft, aber nicht die nämliche Wirkung zur Ursache ihrer Entstehung haben.

Der Mensch, äußerst träge seiner Natur nach, begnügt sich immer mit den nächsten Ursachen zur Erklärung der ihm auffallenden Erscheinungen. Daher schrieben die Menschen in den ältern Zeiten alles der Zauberey zu, wovon sie keine natürliche Ursache finden konnten.

In unserm Zeitalter läugnet man alles, was nicht begreiflich ist, und

so war der Fehler alles zu glauben der Fehler vergangener Jahrhunderte, und der Fehler, alles zu verwerfen, was man nicht begreift, der des gegenwärtigen.

Die Weisheit der mehrsten Gelehrten schränkt sich auf das ein, was andere gedacht und gesagt haben.

Es ist ein großer Unterschied zwischen denken, was andere gedacht haben, und sagen, was andre gesagt haben, und zwischen Selbstdenken und Selbstsagen.

Die Gelehrten unſers Jahrhunderts ſcheinen vergeſſen zu haben, daß die Theorie der Praxis ihr Daſeyn zu danken hat, und daß die Natur war, ehe es Regel gab.

Ein Geiſt, der unfähig iſt, das Wahre und Schöne zu ſchätzen, wird am eheſten durch das Wunderbare und Seltſame gereizt. Je unwiſſender und unerfahrner ein Menſch iſt, deſto eher kann ſeine Einbildung in Bewegung gebracht werden.

Die angenehmſte Nahrung eines trägen Geiſtes ſind ſonderbare Er-

scheinungen und außerordentliche Ereignisse. Alles Ungewöhnliche hat für den Unerfahrnen doppelte Reize.

Der Unerfahrenheit sind die gemeinsten Sachen ungewöhnlich. Je mehr man bei einem Volke seltsame und wunderbare Dinge erzählt, desto dümmer, desto abergläubischer ist das Volk, und folglich desto barbarischer.

Den Zusammenhang der Begebenheiten und Wirkungen zu entdecken, ist die Beschäftigung des Arbeitsamen, und Ueberlegung wird hie-

zu erfodert; allein der Träge überlegt nicht, und stellt sich solche Verhältnisse vor, welche seine Einbildung befriedigen.

Ein Kind und ein Wilder begnügen sich mit jeder Antwort auf jede Frage; besonders wenn diese Antwort ihrem Geiste ein Bild darbeut, das ihre Phantasie beschäftigt.

Für den Menschen ist dieses das Angenehmste, was ihn durch besondre Eindrücke rührt, und seine Phantasie in eine schmeichelnde Bewegung setzt.

Dieses erklärt die Liebe der Wilden zum Sonderbaren, der Hang ungebildeter Völker zum Aberglauben, die Blendwerke der Charlatane, die Freude an Erzählungen von Gespenstergeschichten, der Hang der Damen zur Wahrsagerey, Kartenschlagen, Tassengießen u. s. w.

Der Mensch täuscht sich lieber durch Hoffnungen, als daß er sich durch Wirklichkeit überzeuge. Er lernt nach und nach allerley Güter kennen. Es entsteht in seiner Seele die Lust nach ihrem Genusse; aber dafür soll er nun arbeiten, und was

noch ärger ist, denken, und er möchte doch nur wünschen: was ihm ohne viele Mühe den Besitz geträumter Glückseligkeiten verspricht, ist ihm willkommen.

Aus diesem Grunde ist der Charlatan in der Welt mehr angesehen, als der Weise.

Aus dieser Schwäche des Menschen zieht der Quacksalber, Geisterbeschwörer, der Goldmacher seinen Vortheil, der Schatzgräber, Geisterseher, Lotterieberechner und Teufelsbanner.

Aus diesem Grunde bekommen alle diese Betrüger mächtige Protektion von Reichen und Adelichen, weil Reiche und Adeliche meistentheils faul sind, und alles gern ohne viele Mühe auf die bequemste Art besitzen möchten.

Aus der Kenntniß des Menschen folgen nachkommende Sätze.

Je mehr die Vernunft eines Volkes, oder eines einzelnen Menschen, anwächst, desto weniger Eingang finden die angeführten Schwärmereyen.

Je mehr diese bey einem Volke, oder einzelnen Menschen, Eingang finden, desto unvernünftiger ist das Volk, desto dümmer der Mensch.

Je mehr der Kopf eines Menschen von wirklichen Begriffen leer ist, desto leichter beherrschen ihn erdichtete und falsche.

Je mehr ein Gelehrter aus Büchern und Autoren spricht, desto weniger hat er eigne Denkkraft.

Je mehr Wahrheit und Licht sich verbreiten, je mehr die Uebermacht

der Einbildung geschwächt ist, desto mehr verschwindet das Sonderbare.

Nur der Weise spürt den Geheimnissen der Natur nach, er geht seine eignen Wege und prüft die, welche man ihm vorschreibt.

Die Natur gleicht einem Freunde, sie hat keine Geheimnisse für den, der ihrer Freundschaft und ihres Umgangs würdig ist.

Vorwitz, Stolz, Eigendünkel, blinder Hang an Autorität, Gelehrtheitssucht, sind die Irrlichter auf den

Wegen, die zu den Geheimnissen der Natur führen.

Oft glauben wir diesen Geheimnissen nahe zu seyn, da wir am weitesten von ihnen entfernt sind.

Warum hast du dein Auge? wozu dein Ohr? wozu deine Hand? daß du selbst siehst, höreſt, selbst fühlst. Warum willst du denn sehen durch andre Augen, hören durch andre Ohren, und fühlen durch andre Hände?

So lange der Mensch sich sagt:

wenn ich dieses oder jenes wüßte, so wollte ich dieses oder jenes thun, so lange schließt er sehr irrig, und wird wenig Fortschritte in seinen Kenntnissen machen.

Wenn er aber sagt: wenn ich dieses oder jenes wüßte, so würde ich ganz anders über diese Sache denken, dann schließt er richtiger und ist seinem Zwecke näher gekommen.

Selten kann der Mensch sagen: dieses oder jenes ist unmöglich, denn die Begriffe der Menschen sind eingeschränkt, und dieses Behaupten wür-

de alle mögliche Kenntniſſe der Kräfte der Natur voraussetzen.

Vieles iſt nach unſern Kenntniſſen unmöglich, das doch möglich in der Natur iſt.

Die Natur iſt einer Schönen gleich, deren leichtes Gewand die Zephyre durchwehen. Nur da und dort enthüllt ſie einige Reize, und verdeckt ſorgfältig ihre Schönheit. Sie gleicht einem edeln Mädchen, um das viele Jünglinge werben, und das doch nur den zu ihrem Bräutigam wählt, der ihrer am würdigſten iſt.

Der Weise lernt die Scheidekunst von der Sonne, von der Luft die Gesetze der Bewegung, vom Thier den Gebrauch der Kräuter, und die Heilkunde von den Luftarten.

Morgen und Abend zeigen ihm die verschiedenen Wirkungen der Kräuter, die Erde die Kraft der Steine und die Herrlichkeit der Metalle.

Der Aufgang der Sonne, der Mittag, der Abend, der Niedergang der Sonne sind wichtige Epochen, und verrathen manches große Geheimniß.

Wenn der Thau vom Himmel fällt, wenn der Donner die Erde erschüttert; wenn am kühlen Abend Blitze leuchten, wenn der Mond in einer heitern Nacht am Himmel glänzt, da ruft die Natur zur Lehrstunde, da erklärt sie ihre Geheimnisse.

Frage doch, woher der Sturmwind sey, und welche Kraft in der Luft wehe; zergliedere die Bestandtheile des Schnees und untersuche die Kraft des Eises, so wirst du einen großen Schritt näher zu den Geheimnissen der Natur gethan haben.

Lerne Feuer und Licht unterscheiden; verwirf das Vorurtheil, daß Sonnen brennen; untersuche, was die Elemente sind und die Sinne des Menschen, und du wirst große Geheimnisse erfahren.

Beschäftige dich nicht mit der Geisterlehre, bis du die Körperlehre ganz inne hast, dann schreite zur Geisterlehre, und es werden dir unendlich viel Dinge erklärbar seyn.

Du hast deine Sinnenwerkzeuge. Es steht in deiner Macht, mit deinem Auge zu sehen, was andre nicht

sehen, mit deinem Ohr zu hören, was andre nicht hören, mit deinem Körper zu fühlen, was andre nicht fühlen.

In jedem Menschen liegt diese Fähigkeit mehr oder weniger. Weißt du dieses, so wird dir manches Räthsel, das die Natur uns vorlegt, erklärbar werden.

Vernachläßige nicht den Körperbau des Menschen zu studiren. Dein Körper ist der vertrauteste Freund deiner Seele, ist ihre mehr oder minder bequeme Wohnung. Wie kann ihr wohl seyn in einer baufälligen Hütte?

Frage dich, was ist das Blut? was ist der Nervensaft? Wie wirkt die Elektrizität auf den Körper? wie der Magnet? was ist der Schlaf? was sind Träume?

Unendlich ist die Wirkung des Lichts, und sie erstreckt sich auf Verstand und Vernunft.

Wenn du weißt, was Verstand ist, und wenn du dir erklären kannst, was Vernunft ist, so hast du einige Begriffe von der Seele. Der Verstand ist das Organ der Vernunft, Vernunft das Organ des Geistes.

Verstand, Vernunft und Geist zusammen sind Seele, und ihre Bestimmung auf der Körperwelt ist der Wille.

Verstand ist eine Kraft der Seele, wodurch sie sich das Mögliche deutlich vorstellt. Die Einsicht in den Zusammenhang der Dinge ist Vernunft.

Ein Wesen, das Verstand und freyen Willen hat, ist Geist; und ein Ding, das sich seiner und anderer Dinge außer sich bewußt ist, ist Seele.

Durch den Verstand, als durch das Organ, wirkt das Licht; denn nur mittelbar ist des Menschen Seele des Lichts empfänglich; und dieses Licht ist wahre Erkenntniß, Ausströmung der Gottheit.

Das Licht geht vom Geiste in den Verstand, vom Verstande in die Vernunft über. Dieses ist der Weg seiner Ausbreitung.

Nichts gleicht der Kraft des menschlichen Geistes. Unumschränkt ist seine Wirkung und ähnlich der großen Kraft, der er entströmt.

Liegt unser Geist gleich im Kerker sinnlicher Organe verschlossen, gefesselt in Fleisch und Knochen, so hört er doch nie auf, ein Kind der Gottheit zu seyn, stets bleibt ihm das Gepräg des Göttlichen, noch immer der Selbstschwung, sich seiner Fesseln zu entledigen, und sich zu der Größe zu erheben, zu der er erschaffen ist.

Groß und bewundernswerth sind die Geburten der Kräfte des menschlichen Geistes: aber alles dieses, was uns auch groß und bewundernswürdig scheint, sind schwache Werke wir-

kender Kräfte, gemessen nach dem Maaßstabe der vermögenden Kräfte unserer Seele. Der bestorganisirte Körper bleibt immer ein Kerker des Geistes, worin ihn die Sinnlichkeit fesselt. Je mehr sich der Mensch dieser Fesseln entledigt, desto mehr versetzt sich sein Geist in Freyheit, desto wirkender wird seine Kraft.

Je mehr der Mensch von den gröbern Eindrücken seiner Sinne abhänat, desto mehr ist sein Geist von den Geheimnissen der Natur entfert.

Je leidenschaftlicher ein Mensch

ist, desto unruhiger beobachtet er. Die Kräfte seines Geistes sind dann nur auf einen Punkt, wie die Sonnenstrahlen im Brennglase versammelt, die sanft erquickende Wärme wird schädliches Feuer. Es ist alles im Mittelpunkt, und die schönen Gegenstände des Umkreises liegen unbemerkt da.

Je mehr ein Geist in seiner Kraft zunimmt, desto mehr nimmt er im Sinnlichen ab. Die Natur spricht nur mit dem, der feine Organe hat, hörbar ihre Stimme.

In die Geheimnisse der Natur sieht nur der, der sein Auge zu schärfen weiß, um Sachen zu sehen, die der gewöhnliche Mensch nicht sieht.

Von Dingen, die außer dem Kreise unserer Empfindungen liegen, haben wir keine Begriffe. Jeder Mensch ist mit seinen Begriffen nach seiner Gegend beschränkt, und wenn er thut, als wenn er Worte verstünde, die von ganz fremden Dingen gesagt werden, so hat man lange Zeit Ursache an diesem innern Verständnisse zu zweifeln.

Wenn ich von Dingen rede, über welche wenig Menschen nachgedacht, von welchen wenig Menschen Begriffe haben, so hab ich wirklich Ursache zu zweifeln, ob sie alle dieses verstehen werden.

Die Quelle des Betrugs und des Irrthums wären weniger groß, wenn wir keine andern Einbildungen hätten, als jene, die wir von den Gegenständen des Gesichts abzögen.

Die mehrsten Phantasien der Menschen sind Kinder des Ohrs und der Erzählung. Daher die Spannung

der Einbildungskraft und der Irrthum der Phantasie.

Die mehrsten Menschen erlangen ihre Kenntnisse durch Bücher und Lehrer. Daher sind die mehrsten Kenntnisse und Wissenschaften der Menschen Töchter der Einbildung, die nicht durch das Auge, sondern durch das Ohr, welches der reizbarste aller Sinne ist, zur Seele gegangen sind.

Die Phantasie des Menschen ist bis jetzt noch immer das unerklärbarste Räthsel. Sie beschäftigt sich mit dem ganzen Baue des Körpers;

sie ist das Band und die Grundlage aller seinen Seelenkräfte, und der Knote des Zusammenhangs des Körpers und der Seele.

Unbegreiflich ist ihre Kraft, unbegreiflich die Kraft unsrer Seele, die in jedem Sterblichen liegt; nur wirkt sie hier schwächer, dort stärker, hier schläft sie, dort schlummert sie. Ihre Wirkung richtet sich nach der Gestalt des Uebergangs dieser Kraft von der Ruhe zur thätigen Wirkung.

In dieser Körperwelt entstehen unsre Erkenntnisse stufenweise mittelst

der Sinne. Der Mensch begreift durch die Sinne. Die Sinne sind beschränkt und der Täuschung unterworfen, daher sind auch unsre Begriffe beschränkt, und wir urtheilen selten nach der Sache selbst, sondern nach den Begriffen, die wir von der Sache haben; darinn liegt unsre Beschränktheit, unser Irrthum.

Die Lebenskraft des Menschen faßt unter allen lebenden Geschöpfen das stärkste und größte Vermögen ihrer Wirkung in sich. Ein Fingerzeig unsrer Bestimmung, unsres Zwecks, der uns deutlich die Mittel unsrer

Selbstveredlung, unsrer Glückseligkeit anzeigt. Vernünftiges Daseyn ist die Bedingniß unsres Daseyns, und dieses müssen wir nach allen Kräften zu erfüllen suchen, um den Lohn der Bedingniß zu erhalten.

I.

Die Laurettenglocke wird geläutet.

Nun *) könnens gut und gern vier Jahre seyn, als ich am Vorabend vor Allerheiligen (den 31 Oktober) nach zwey Uhr Nachmittags über

*) Der Leser vergesse nicht, daß seit Erscheinung des Originals schon einige Jahre verflossen sind.

den Stadtwall ging, um die Grillen über den unglücklichen Tod meiner geliebten Schwester durch den Blick in die freye Natur zu verscheuchen.

Der Tag war so schön, als er seyn konnte; ein freundlich melancholischer Herbsttag. Er glich dem sterbenden Greise, der mit alle seiner Düsterniß auf dem Sterbebette noch einmal lächelt, und auf dessen vom Todtenschweiß überglänzter Stirne sich noch einmal die Freuden der schönen Jugend spiegeln. Der nach ruhig vollbrachtem Tagewerk gelassen auf die Leiden und Freuden des vorüberge-

schäumten Lebens blickt, und der Vorwürfe lächelt, die ihm seine Feinde, seine Söhne, denen er vielleicht kein großes Erbtheil hinterließ, machen, weil er weiß, daß nun bald aller Kummer und alle Herrlichkeiten vorüber seyn werden.

Das Gras war schon welk. Die Bäume entblättert. Dürre gelbe und rothe Blätterleichen rauschten vom kalten Nordwindschauer zusammen, und aus einandergetrieben zu meinen Füßen, oder schwärmten um die dürren Aeste, wo sie ehemals hafteten, denen sie entkeimten, die sie zierten,

wie die Seelen der Verstorbenen um die Mumien der Körper, die sie bewohnten, oder die Schwalbe, die friedliche, um die Stätte, wo man ihr Nest zerstört hatte, oder die verwaisten Kinder um das Vaterhaus, das nach dessen Tode ein neuer fremder Besitzer eingenommen hatte, und die Eule um den verfallenen Thurm, den der Sturm in verwichener Nacht umgeworfen hatte, oder die Melancholie am Grabe der Freundin, die noch immer Freuden der Zukunft und Vergangenheit sammelt, und mit den verwelkten Rosen des verloschenen Frühlings im schwärmerischen Wahn-

sinn die Cypressen der Gegenwart untermischt, und thränend bei den Blätterleichen ihrer schönen Blüthenzeit gedenkt. Graugrüne Nebel schleyerten sich um den Wald und auf die Thäler. Die Sonne leuchtete blaßhell durch zerrissene, Schnee drohende Wolken, ohne zu wärmen, wie ein armer unglücklicher Verfolgter an der Tafel eines Fürsten, der ihm so eben eine Sottise machte, Freundlichkeit affektirt, und die kalten leichenblassen Wangen in lähmende Falten legt. Ein kalter Nordwind trieb die Wolken am bleichen Himmel her und hin, und verhüllte bald die schimmernde

Sonne, die mit ihrer Helle nur Wärme affektirte, wie das freundliche Gesicht eines Hofmanns mit seinen mechanischen Falten, ohne selbst die Wärme der Freundschaft zu besitzen.

Einsam wandelte ich so unter Blätterleichen und dürren Bäumen umher, ich gedachte an meine unglückliche Schwester, und entwickelte aus ihrem Tode den Tod mancher Verbindung, den Tod der Staaten, der Welt, der Sonne und des Universums. Adelaide konnte noch lange leben, konnte einen Gatten beglücken, konnte die glückliche Mutter glückli-

cher Kinder werden, und nun liegt sie kalt und bleich, welk und gedankenlos im Grabe, hat niemand geblüht und niemanden gelebt. Aber es war eine Zeit, wo sie glänzte wie die Frühlingssonne, und die Herzen der Jünglinge erwärmte wie diese die bräutliche Erde. Es war wieder eine Zeit, wo sie mit dem Trauerflor an der Stirne, und über die Seele mit den Nebelwolken des Grams am Sarge ihrer Mutter stand, wie diese bleiche Sonne hinter den Wolken am offnen Grabe des scheidenden Sommers. Dann kamen wieder andere Tage, wo sie freundlich und

heiter hervortrat aus dem Kloster-
schleyer der Wehmuth, wie diese,
wenn die wiederkehrenden Schwalben
den Frühling verkündigen, der die
Sonne aus den Wolken, die Blu-
men aus den Keimen, die Menschen
aus den Stuben, die Insekten aus
ihren Puppen und die Freude zur ge-
selligen Mittheilung aus den Herzen
der Menschen lockt. Aber nun lockt
sie kein Lenz mehr aus der engen bre-
ternen Kammer, sie blüht niemand
mehr, die Welt lächelt sie und sie die
Welt nicht mehr an. Für sie ist das
Weltauge blind, und der Frühling
mit seiner Sonne wärmt sie so we-

zig, als sie die Herzen der Jünglinge, die ihre Augen an ihrer entzückenden Form des Körpers und Geistes weideten.

Aber es lebt ja alles in der Natur, nichts ist todt; das, was wir todt nennen, ist Uebergang zum Leben.

Ein todtes Wesen ist etwas unmögliches in der Natur.

Jede Zerstörung ist Uebergang zum höhern Leben, und der Weiseste der Väter machte diesen so früh, so rasch, so vielfach, als es die Erhaltung der

Geschlechter gestatten konnte. Jedes Geschöpf hat sein Leben, nur wirken die Lebenskräfte verschieden, und dieses hängt von den Bestandtheilen der Körper und der Art ihrer Zusammensetzung ab.

Die innere Kraft der Geschöpfe ist Lebenskraft. Leben ist die Art und Weise, durch die sich die innere Kraft durch die gröbern Organe äußert.

Alles eilt zur Vollkommenheit, alles zu seiner Bestimmung; nur eines früher, das andere später.

Es giebt keine Aufschlüsse, sondern nur Hindernisse in der Materie. Alles hat seine bestimmten Wege, alles seine Welt, alles seine Sphäre der Thätigkeit.

In dieser Welt selbst sind tausend Welten — nur minder vollkommen. Auch in diesen herrscht Leben, Fortschreitung und Uebergang; — auch dort ist Assimilation.

Durchsieh die Welt der Steine und Metalle; die Welt der Pflanzen, die Welt der Thiere.

Betrachte die Perl am Ufer des Meeres, die Auster in der Schale. — Bewundre die erste Organisation des Thieres, und bete den Ewigen an.

Durch unendliche Bande ist alles in der Natur verschlungen; alles in der Natur ist an einander gereihet, verkettet.

Die Schöpfung ist ein Ganzes; alles ist nach einem Risse angelegt; alles hat Symmetrie, Ebenmaaß, Zahl, Gewicht; es ist nichts da, das

nicht im allgemeinen Plane der Gottheit wäre.

Es giebt eine unübersehbare Reihe von Geschöpfen, worunter jedes seine bestimmte Natur, Stelle, Dauer, Bestimmung, Vollkommenheit, Kräfte und Grenzen hat.

Körper zerstören sich, aber sie vernichten sich nicht. Sie verändern nur ihre Formen; allein ihr Verhältniß ist zurückwirkend auf die Körperwelt.

Der Geist des Menschen wirkt

bey seiner Auflösung nicht mehr zurück auf diese Körperwelt, sondern seine Bestimmung in der Kette der Dinge ist Fortschreitung und daher Uebergang zur Geisterwelt.

Der Mensch, das edelste Geschöpf auf dieser Körperwelt, grenzt schon an das höhere Wesen, welches das nächste auf der höhern Stufenfolge an ihm ist.

Als Mensch ist ihm seine Hülle wesentlich nothwendig, die ihn einschließt; als Geist beym Erwachen

wirft er sie von sich, wie der Wurm, der zum Schmetterling erwacht.

Wenn das Gold reines Gold ist, so hat es die Schlacke verlassen.

Die Zwiebel der Blume hört auf Zwiebel zu seyn, wenn sich ihre innere Kraft zur Blume entwickelt.

Betrachtet den unvollkommenen Körperbau des Eyes gegen den herrlichen Bau des bunten Vogels; wie widersinnig wäre die Behauptung, wenn du sagtest: wenn der Vogel

sein Ey verläßt, so hört seine Fortdauer auf.

Alles ruft dem Sterblichen Unsterblichkeit, Fortdauer dem Vergänglichen zu.

Nur er selbst setzt sich manchmal zurück, und beurtheilt vollkommnere Dinge zufolge seiner beschränkten Einsichten, nach unvollkommenern.

Wie begrenzt, Mensch! ist dein Urtheil —!

Jeder gegenwärtige Zustand ist

ein Vorbereitungszustand zu einem höhern.

Der letzte und höchste Vorbereitungszustand auf dieser Körperwelt ist der Zustand des Menschen, der am höchsten Gliede der Kette dieser Welt steht, und also an das nächste Glied der Kette der Geisterwelt sich anschließt, welche Anschließung Uebergang in eine andere Welt, Fortdauer und Unsterblichkeit ist —

Mittel zu diesem Uebergange ist Tod. Kann der Mensch nach dem Tode noch fortdauern? heißt eben so

viel, als fragen: ist der Künstler noch Künstler, wenn die Instrumente auch nicht mehr sind, die Statüe in Staub zerfällt, die er bildete.

Ein Gemälde wird ein unabhängiges Wesen von der gröbern Masse, wenn es die Hand des Künstlers verläßt. Schon in den rohen Farben lag das Produkt und in der Seele des Künstlers eingekerkert, und erwartete nur das Zusammentreffen der Materie mit der Form als Krisis seiner Entwickelung. Da kömmt der Künstler und ruft es aus dem Körper der Farben mit seinem schöpfe-

rischen Pinsel, und das Bild tritt unabhängend von der gröbern Masse ins Reich der Gemälde über.

Der Mensch ist das höchste Geschöpf der Erdenorganisation, und daher das unterste Glied in der Kette höherer Wesen. So ist Menschen- und Geisterwelt unwidersprechlich an einander gekettet.

Jedes Glied einer Kette wirkt rückwärts an das vorstehende, und vorwärts an das nachfolgende.

Mit dem Körper hängt es daher

an der Körperwelt, mit der Seele an der Geisterwelt. Daher der Grund der doppelten Neigung, oder das Gesetz des Fleisches, das gegen das Gesetz des Geistes streitet.

Daher das unbegreifliche Räthsel, das der Mensch ist — bald erhaben zum Engel, bald erniedrigt zum Wurm.

Je mehr sich der Mensch seiner künftigen Bestimmung nähert, desto vollkommener wird er; denn Näherung zu dem nächsten Grade der Stufenfolge ist Fortschreitung, Vervollkommnung.

Entfernung von seiner Bestimmung ist Rückgang — verhältnißmäßige Unvollkommenheit.

Wenn zwey Wesen in Stand gesetzt werden, gegen einander zu wirken, so wird der Zustand, der sie in gegenseitige Wirkung setzt, Verbindung genannt.

Geschöpfe höherer Stufenfolge können daher mit Geschöpfen niederer, und Geschöpfe niederer mit Geschöpfen höherer Stufenfolge in Verbindung stehn.

Diese Verbindung der Menschen mit dem nächsten Geschöpfe seiner höhern Stufenfolge ist der Umgang mit der Geisterwelt.

Dieser Umgang, so selten er unter den Menschen ist, enthält im geringsten keine Unmöglichkeit, und die Seltenheit der Existenz dieses Umganges liegt nicht in dem Unvermögen unsrer Natur, mit höhern Wesen umzugehen, sondern in uns durch den Mangel der Assimilation, die uns durch unsre Unvollkommenheit von diesem Umgange ausschließt.

Es liegt nicht in der Seele, wenn die Töne der Harmonie nicht zu ihr dringen, sondern in der Verstimmung unsers Hörorgans.

Nicht zeichnen, nicht malen können, liegt nicht in der Unvermögenheit der menschlichen Natur, sondern in dem Unvermögen mancher Einzelnen, die sich nicht zum Zeichnen und Malen bildeten.

Der Himmel mag wissen, wohin und wie weit ich am Ende mit meiner Ideenfolge gekommen wär, hätte mich das Tönen eines Glöckchens

nicht geweckt, welches die feyerlichen Pausen einer Art von Sterbechorals oder Miserere, welches von einigen Mädchenstimmen im Diskantzeichen gewimmert wurde, wie Komma, Punktum und Semikolon mit feinen Silberklängen füllte.

Ich kam näher und verstand jetzt Töne, Klänge und den Inhalt der ganzen Szene.

In einem einsamen Häuschen am Walle lag ein junges blühendes Mädchen, die ein falscher Freund verlassen hatte, auf dem Todtesbette, und

bestand mit der treulosen Welt so eben den letzten Kampf. Ihre Eltern, ihre Gespielinnen hatten sich um die Wiege des neuen Lebens — das Sterbebette des alten — versammelt, und sangen das Wiegen- oder Todtenlied für die arme Müde, Ringende, Leidende, während die andächtige alte Muhme mit dem geweihten Laurettenglöckchen läutete, die Fliegen und bösen Geister von der Sterbenden zu verscheuchen.

Bleibt bey eurem Aberglauben, ihr armen Begrenzten am Geiste, rief ich aus, es ist besser, ihr glaubt an

die Wunderkraft der geweihten Laurettenschelle, als an — gar nichts. Ich kann euch zwar um euren Köhlerglauben unmöglich beneiden, aber eben so wenig wär ich im Stande, euren angemauerten Geistern etwas besseres statt dieses frommen Wahns zu geben. —

Ich wandelte vorüber am Sterbehause, wie die Sterbende darinn vor dem Leben, und verließ jenes vielleicht mit nicht größerer Theilnahme, als sie dieses.

Ich mochte ungefähr hundert Gän-

ge durch raſchelndes Laub und bleiche Sonnenblicke durch ſchwarze Baumſkelette vorgeſchritten ſeyn, als mich eine neue Erſcheinung auffaßte.

II.

Der Exjesuit.

Ein ehrwürdiger Greis in seiner Ordenstracht nach der Uniform des heiligen Schwärmers Ignaz Loyola, mit einem schwarzen Käppchen auf dem weißen Silberhaar, das nur noch in dünnen Resten um den kahlen Scheitel wehete, kam mir entgegen. Er las in einem Buche, und

trug einen kleinen Pelzmuff unter dem Arm.

Der Mann war lange auf Miſſionen in Indien geweſen, und ſowohl wegen ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit, mehr aber noch wegen Muthmaßung geheimnißvoller Künſte, die er in Indien in Bekanntſchaft mit den Bramanen erlernt haben ſollte, in nicht unbedeutendem Rufe.

Ich grüßte ihn freundlich, und ward faſt zu derſelben Zeit eben ſo freundlich von ihm gegrüßt.

Ich fragte nach seinem Befinden, und machte die Bemerkung, daß ein so rüstiger Mann, wie er, wohl eben sich noch nicht des Muffs bedienen solle, da die Sonne doch noch immer freundliche Blicke herabsende.

Man muß sich in die Verhältnisse fügen, antwortete er. Die Sonne fängt an die Mode mitzumachen. Sie ist nicht mehr zuverlässig. Sie zeigt zwar ein freundliches Gesicht, verspricht viel Wärme, giebt aber keine. Darum habe ich meinen Muff mitgenommen. Wenn ich in Schattenflecke komme, wo es denn doch

auffallend kalt ist, nehme ich meinen Muff zur Hand, komme ich wieder in die Sonne, so leg' ich ihn zurück und trage ihn unterm Arm. Man muß sich jetzt gegen die Unbeständigkeit der Sonne wie der Menschen versehen.

Das Gespräch war nun im Gange. Wir kamen, wie das fast durchgehends der Fall war, wenn ich mit ihm zusammentraf, auf politische Gegenstände, und auf sonderbare Ereignisse der Zeit, an denen unsre Periode so reichhaltig ist.

Die Fürsten, sagte er im Verlauf der Unterhaltung, spielen jetzt ein bedeutendes Spiel. Schade nur, daß sie selbst nicht einsehn, wie wichtig das Spiel ist, und wohin sie am Ende mit dem Schachbrete kommen werden.

Wie meynen Sie das?

Ey nun, versetzte er mit der, jedem seines Ordens charakteristischen Schalksmiene, wie mans nimmt. Sie werden mir doch im Ganzen zugeben, daß nur der zu regieren verdient, der die Kunst zu regieren versteht?

Unbedingt.

Gut, wenn Sie mir dieſen Satz einräumen, ſo können Sie mir eben ſo wenig ſeine Folge abläugnen, daß der, welcher nicht zu regieren verſteht, nicht regieren ſollte, oder ſich der Vormundſchaft von Männern anvertrauen müßte, die in ſeine Seele handelten, und ihn vor Blößen ſicherten.

Wenn es einmal Verhängniß iſt, daß Regierungen erblich ſind, daß ſie folglich Perſonen in die Hände fallen, von deren Kunſt zu regieren man ſich

nicht überzeugen kann — so muß sich solch ein Fürst glücklich schätzen, wenn Männer von Geist und Herz sich seiner und seiner Staaten annehmen, Hofmeisterstelle, Vormundspflicht an Unmündigen vertreten.

Wenn nun aber die Unmündigen ihre Vormünder verjagen, und selbst den Mann spielen wollen, zu dem sie nicht emporgewachsen sind?

— Dann möchte freylich wohl ein kindisches Spiel beginnen.

Kinder werden aber leicht unei-

nig, und wenn da nicht der Vater oder der Lehrer ins Mittel tritt, so hat die Fehde üble Folgen, und das Kinderspiel nimmt ein trauriges Ende.

Wohl wahr!

Ich kann und mag mich nicht deutlicher erklären. Wer die Lehrer der Könige und Fürsten, überhaupt der Volksführer seyn sollten, das finden Sie in der Geschichte der Aegypter, Babylonier, Juden, Hindo's — und aller Völker, selbst jener, die wir unkultivirt nennen. Aber wie die entarteten Regenten, und das

mit ihnen und durch sie entartete Geschlecht mit ihren Lehrern spielten, erzählt uns nur des südwestlichen Europa's neuere Geschichte. Die Folgen zeigen sich jetzt schon mehr denn zu deutlich, und nur zu bald werden Sie — ich nicht — aber Sie werden eine Erscheinung erleben, die den Erdkreis mit Schrecken und Erstaunen erfüllen wird.

Sie sprechen Räthsel.

Nicht im mindesten. Denn nur das können wir Räthsel nennen, dessen Auflösung noch unbestimmt ist.

Allein die Auflösung dieses Problems ist schon so gut als unterzeichnet, und wird in demselben Momente aufhören Geheimniß zu seyn, als sie in einem Tage dieses Reich — die Welt mit Entsetzen erfüllen wird, und doch ist sie eine von den Erscheinungen, deren die Weltgeschichte schon so viele aufzuweisen hat. —

Wir waren bis an die Gegend der Bastille gekommen. Bedeutungsvoll wies der Pater hinüber. Sehen Sie wohl diesen festen Kerker? — nach fünf Jahren werden Sie seine

Spur vergebens suchen. Ihre Spur wird von der Erde vertilgt seyn.

Ich lächelte.

O lachen Sie nicht, nahm er das Wort. Ich werde zwar von allen diesem nichts erleben, aber Sie werden sich meiner erinnern.

Dann deutete er auf den Tempelthurm. Hier, nahm er das Wort, wird sich die Rache des Schicksals besonders merkwürdig zeigen. Dieses Schloß hat seinen Namen daher, weil man in ihm die unglücklichen

Tempelherren einsperrte und foltern ließ — Wir haben eine fürchterliche Prophezeihung vom Templer Prior Guido; der Enkel einer jenes Königs, der sie dort foltern ließ, soll von seinem Volke dort verachtet gefangen sitzen, und aus jenem Thurme, gleich dem unglücklichen Templer, zum Schaffot gehen.

Ich staunte ihn an.

Lassen Sie dieses Staunen, nahm der Greis das Wort; machen Sie auch von dieser Aeußerung noch keinen Gebrauch. Ihnen habe ich sie

als Freund vertraut, und nach meinem Tode, der von hier nach drey Wochen erfolgen wird, werden Sie ein wichtiges Vermächtniß von mir erhalten. Für jetzt leben Sie wohl, mich ruft irgend ein Geschäft.

Schnell machte er sich los, und schlug eine Gasse vom Walle ein. Mich ließ er in der größten Verwunderung zurück.

An einem Morgen, es waren gerade drey Wochen seit jenem Zusammentreffen verflossen, ich hatte mir das Datum genau bemerkt, weil ich

begierig war, ob seine Vorsagung in Erfüllung gehen würde (mehrere waren schon eingetroffen), kam ein Bote, es war der junge Mensch, der ihm gewöhnlich aufwartete. Seine Augen waren verweint. Er brachte mir die Nachricht meines sonderbaren Freundes, und ein versiegeltes Paket. — Ich nahm es an, öfnete, und fand, was ich so eben der Welt vorlegen werde.

Von dem schnellen, und von ihm selbst vorhergesagten Tode des Jesuiten wurde verschieden und — sonderbar genug gesprochen. Einige

waren sogar mit der Meynung laut: er habe sich mit Aqua Toffana hinsgeholfen, weil er eine Verdrießlichkeit im geheimen Orden der Krypto-Jesuiten gehabt habe, deren Entwickelung zu erwarten ihm zu gefährlich geschienen haben mochte. Doch darüber wird die Folge einiges Licht verbreiten.

Das Manuscript war überschrieben: Die dunkle Landkarte, oder der Krokodil, welches in einer romantisch-prophetischen Vision die letzten Schicksale der Menschen und ihrer Staaten enthält. Hier

liegt das Werk. Ich habe mich nicht unterstanden, etwas daran zu ändern, und die Menschen werden in der Folge sehen, was sie aus dem Buche machen können.

III.

Der Krokodil.

Wie finden sie den Prinzen seit seinem neuen Hofmeister? fragte mich der Graf von —, als ich ihm auf der Assemblee im Korridor begegnete, wo er eben mit der jungen Fürstin ein verliebtes Rendevous gehabt hatte, und noch mit dem Entzücken,

wowit er sie verließ, mich bewillkommnete.

Ich weiß nicht, wie ich die Frage nehmen soll, erwiederte ich.

Sind wir nicht alte Freunde? Herzog! Sie müssen mir nicht ausweichen.

Ich thu es nicht, und soll ich Ihnen meines Herzens Meynung sagen: er gefällt mir gar nicht. Man sollte ihn der Führung des würdigen Mannes überlassen, der ihn von sei-

ner frühern Jugend auf zum Guten erzog.

Ich kann hier meine Gedanken nicht äußern, aber morgen früh will ich mich im blauen Zimmer darüber erklären.

Wir wurden von der Gegenwart eines Dritten unterbrochen, und am andern Morgen, wo wir uns im blauen Zimmer trafen, setzten wir die Unterhaltung fort, die sich im Korridor angesponnen hatte.

Was liest der Prinz für Bücher? fragte der Graf zuerst.

Sie gleichen den vorigen nicht im mindesten. Ich nannte ihm einige, und sah den Grafen erblassen.

Ist es wahr — Herzog! Sie können es wissen, denn zwischen Ihnen und dem Prinzen waltet kein Geheimniß, ob sein Hofmeister wirklich die Liebschaft mit jener Nonne begünstigt, die, wie man sagt, das unglückliche Opfer . . . .

Sie erbleichen? — Sie erröthen und erblassen wieder? Bey Gott! so ist es wahr?

Ich bitte Sie um Gottes willen! Graf! dringen Sie nicht weiter in mich. Ich bin verloren.

Duka! wozu die Furcht? Was im blauen Zimmer gesprochen wird, darf nicht über seine Schwelle kommen, und gilt Dir der Eid der Brüder nichts? —

So wird die Unglückliche aufgeopfert? . . . .

Nein! nein! Keine Opfer sollen fallen, wo die Liebe entscheidet. Der Prinz ist auch Dichter.

Dazu sollte ihn sein Hofmeister nicht bilden. Oder fängt Poesie an eine Fürstentugend zu werden?

Die Liebe macht ihn zum Schriftsteller. Dieses Manuscript, von seiner Hand, fand ich im Kabinet unterm Kissen des Sofa. Ich nahm es zu mir. Es ist ein Dialog von sonderbarer Philosophie.

IV.

Lebensgenuß.

Leontium.

(den schlafenden Epikur betrachtend.)

Wie ruhig und süß ist sein Schlaf! — Wie leuchten seine träumenden Lippen von diesem Kusse! — Sein Gesicht gleicht einer heitern Quelle, worauf ein flatternder Zephir das ge-

lüstete Küßchen hingehaucht hat! — Jetzt fühlt seine Seele die frischen Düfte der Rose.

Epikur.

(erwachend.)

Welch entzückender Morgen weckte uns! Laß uns durch unsere Rosenhecken und Lorberwäldchen gehen; sie werden uns mehr seyn, als Elysium den Geistern, und der Parnaß den Musen.

Leontium.

Laß erst die Sonne den Thau von den Blumen trinken, dann wollen

wir uns in den Schatten eines Baums setzen, die Nachtigallen und Grasmückchen singen, den Bach vorüber rieseln, und die Blätter der Bäume lispeln hören. Tief werden sich dann deine weisen Lehren über die Mäßigkeit in das Innere meines Herzens graben.

Epikur.

Mäßig zu seyn ist die Hauptregel im Genusse des Lebens, ich möchte dich gern zur Vortrefflichsten und Glänzendsten deines Geschlechts in der Wollust machen. Spotte nicht über den unschuldigen Epikur, der dich

mit Leib und Seele so sehr liebt, als es einem Menschen erlaubt ist zu lieben. —

Siehe hier das Gemälde eines Gemäldes, eines von den Meisterstücken des Protogenes.

Dort ruhet auf einem Sopha Campaspe. Leicht gekleidet. Die Schönheit aller Glieder schimmert aus dem Gewande hervor. Ihr Busen lacht dadurch, und schwimmt glänzend darinnen, wie der Mond in einer Quelle! Ihrem Gesichte hat sie die verführerischesten Reize

gegeben. Nachläſſig fließen die ſchwarzen Locken um den blendenden Hals, auf den ſchön gerundeten Wangen ergießt ſich das Frühroth erwachender Kraft geſunder Säfte. Ermattende Zärtlichkeit iſt in ihren Blicken, und in allen ihren Geſichtszügen ein gewiſſer Grad von Melancholie. So viel von Melancholie, die als letzte Morgendämmerung Macht hat.

Apelles iſt mitten in der Malerey ihres Portraits. Schon iſt der Kopf fertig, die Roſen ſind auf die Wangen gehaucht, aus den Lippen lächelt die Wolluſt, die ich ſo oft in den

seinigen sehe, ehe sie sich zum Kuß fertig machen. Schon ist die der gelindesten Dämmerung gleichende melancholische Grazie über ihr ganzes Gesicht gegossen, und jetzt will er noch mit einem Pinselstriche den ganzen Inbegriff der Wollust dem nicht völlig geöfneten Auge geben, und blickt in das Original dazu. — Götter! — Leontium! Welch ein Bild! *) Er

---

*) Apelles sollte das Bild der Campaspe, einer Concubine Alexanders, malen. Sie mußte ohne Zweifel ziemlich schön seyn, da sie das Frauenzimmer war, welches Alexander am meisten liebte. Apelles fing an zu

kann ihn gar nicht wieder von ihr wegwenden. Du mußt ihn besser be-

---

malen, und wie er den Kopf bald geendigt, so wollte er nach dem linken Auge des Portraits das Feuer der Liebe geben, welches aus dem Auge der Campaspe brannte, und hier fing das Feuer, das er bisher mit Gewalt zu dämpfen sich gezwungen, in seinem Herzen in volle Flammen auszubrechen an. Ein sehnendes Verlangen nach einem unbekannten Etwas verbreitete sich über sein schmachtendes Gesicht, und — er sank in Ohnmacht.

Campaspe machte Lärm, sie rüttelte und schüttelte ihn, und befand ihn bey dieser Gelegenheit ihrer

schreiben können, als ich. Sie blickt ihn so zärtlich an, und sein Blick,

---

Liebe nicht unwürdig. Sie liebte ihn schon ziemlich sehr, wie sie die noch unvollkommene Schönheit ihres Kopfes sah. Er war so schön, daß sie sich beynahe in ihn selbst verliebt hätte, wenn ihr der Maler dadurch nicht noch liebenswürdiger geworden wäre.

Als er erwachte, und sich in den schönen Armen der Campaspe befand, so verwandelte sich der höchste Grad der ersten Wollust in den höchsten Grad einer andern Gattung davon. — Alexander kam; Campaspe lief davon, und Apelles wurde wahnwitzig. Alexander fragte:

der in den ihrigen fließt. — ach! ich kann ihn nicht beschreiben. — Ein

---

was ihm fehlte? Er aber verstummte, sprach kein Wort, und ging ganz beschämt davon. Alexander wunderte sich hierüber, und wußte nicht, was er denken sollte. Endlich fiel ihm der natürlichste Gedanke ein, und der bey der größten Natürlichkeit doch nicht richtig war. Die Herren Logiker, welche die Grade der Warscheinlichkeit so trefflich ausrechnen konnten, werden damals den Kopf sich verrückt haben, der natürlichste Gedanke war so wahr, als eine Demonstration. — Männern, die mit jungen schönen Weiberchen vermählt sind, darf ich hier nicht sagen, ich will hier den jungen schönen Damen die kleine Ergötzlichkeit

Tropfen Schaum von dem in Liebe aufgekochten Herzen brennt darinnen;

---

nicht rauben, ihrem theuersten Ehegatten über diesen Text eine gute Predigt zu halten; ich will sie ihnen nicht vorsagen, ihre Ehegatten dürften sie sonst als das Fragment einer Postille verspotten. —

Campaspe wurde geholt. Sie erzählt die ganze Begebenheit mit einer solchen Naivität, Unschuld und Freyheit, daß Alexander darüber lachen mußte. Er sah sie an, und die Großmuth, der Adel seines Geistes verursachte, daß die Liebe eine Thräne in seinem Herzen weinte.

Liebe den Künstler Campaspe,

die Finger zittern; der Pinsel wird heftiger. Sein Herz vergißt das

---

sagte der Sieger über Welt und Leidenschaften; liebe ihn, mache ihn glücklich; er ist deiner Zärtlichkeit würdig. Er ist unter den Malern, was ich unter den Helden bin. Du darfst dich nicht schämen, ihn nach mir zu lieben. Ich liebe dich zärtlich Campaspe, wie du weißt, mit dem größten Grad der Liebe, mit dem ich lieben kann. Allein die Glückseligkeit eines Mannes, den ich bewundere, ist mir lieber, als die Befriedigung einer meiner Leidenschaften. Campaspe schlug die Augen nieder, erröthete, weinte eine Zähre. Apelles wurde gerufen, ihm sein Glück verkündigt, und Alexander vereinigte sie zusammen. — Ihr

Athemholen, der Tod naht sich allen seinen Sinnen, er ist — er ist das Original zu dem Bild der Sappho, worin sie den höchsten Grad der zurückgehaltenen Liebe besiegt. —

Epikur.

Was fühlst du beym Anblick dieses Gemäldes, Leontium?

---

bewunderter Mezän, was hättet ihr gethan? — Eine Ader schlagen lassen — wäre das Bewundernswürdigste gewesen und das Natürlichste — Der gute Apelles hätte in der ersten Hitze den Kopf hergeben müssen, weil er in Ohnmacht gefallen war, und das Portrait hättet ihr auf eure Treppe gehängt. —

Leontium.

Mitleiden gegen den Apelles.

Epikur.

Fühlst du nichts mehr?

Leontium.

Und dann verwandle ich mich in ihn selbst, lege die weibliche Natur ab, liebe in eben dem hohen Grade Campaspen, und zwinge mich mit Gewalt, die Liebe nicht ausbrechen zu lassen.

Epikur.

Was hast du für eine Empfin-

dung in deiner Seele? in deinem Busen? Beschreib mir, was du bey dieser Empfindung fühlst.

Leontium.

Ich fühle — ich kann es nicht beschreiben, was ich fühle! — Meine Pulse klopfen heftiger, das Herz wallt empor, und durch alle meine Nerven zittert wollüstiges Leben! Ich presse das Wallen des Herzens nieder, ich suche das schnelle Klopfen der Pulse langsamer zu machen, und dadurch vermählt sich etwas Aengstliches mit dem Wollüstigen, welches die Süßigkeit dieser Wollust auf ei-

nen so hohen Grad erhöht, daß ich meine Seele nicht mehr fühlen kann.

Epikur.

Ist dir diese Wollust entzückender, als die körperliche, von welcher wir uns gestern unterhalten haben?

Leontium.

Ich fühle etwas ähnliches bey dem Genusse aller Wollust durch meine Glieder fließen!

Epikur.

Kannst du mir keinen Unterschied sagen? Was fühlst du für einen Un-

terschied zwischen den körperlichen und geistigen Wollüsten?

Leontium.

Bey den körperlichen Wollüsten, Epikur, fühl ich mehrere Masse, wenn ich mich so ausdrücken darf, mehrere Masse von Wollust durch mich wallen; alle Adern schwellen auf. — Wenn mich aber dieses Gemälde in die größte Täuschung gesetzt hat, oder ich lese die Schilderung der heftigsten Liebe in den Gedichten der Sappho, so zittert nur das Geistige von dieser Masse herausgezogen durch mich. Die Empfindung ist nicht so heftig,

so allgewaltig, sondern feiner; allein sie ist doch immer eben dieselbe; wenn du dieses geistig nennst, so ist die geistige Wollust doch weiter nichts, als eine verfeinerte körperliche. Die geistigen Wollüste, Epikur, sind also den körperlichen nur so weit vorzuziehen, weil sie den Menschen weniger schwächen, weil man sie beständig genießen kann, weil sie, mit den körperlichen verbunden, diese noch erhöhen. Allein die Empfindung bey der körperlichen ist doch allezeit stärker.

Die geistigen Wollüste, Epikur,

sind Kopien von den körperlichen, mehrentheils wenigstens. —

Epikur.

O Leontium, du schließt zu viel aus deinen Erfahrungen! Ich will nicht läugnen, daß einige von den geistigen Wollüsten nur Kopien von den körperlichen, nur Gemälde von ihren Originalen sind; allein nicht alle.

Sage mir doch, liebste Leontium, die körperliche Wollust, welche das Original zu den geistigen seyn soll, die du bey diesem Gemälde fühltest.

Leontium.

Apelles, wie er wirklich das Portrait der Campaspe malte, und in Ohnmacht aus allzuheftiger Liebe fiel, empfand körperliche Wollust, und ich fühlte bey dem Gemälde davon die geistige, wie du sie zu nennen beliebst. — Ich fühle sie durch die Zauberey meiner Phantasie, und er empfand sie durch die entzückende Schönheit, durch den feurigen Blick der Campaspe, der die Masse der Wollust und Liebe in ihm entzündete und in Bewegung setzte. —

Epikur.

Also hab ich diese Art von körperlicher Wollust gestern vergessen, denn diese gehört doch nicht zum Gemüß der thierischen Liebe?

Leontium.

Ja, die hast du vergessen, Epikur!

Epikur.

Bei den geistigen Wollüsten findet man nichts Körperliches, wenigstens scheint man nichts dabey zu fühlen. Es müssen freylich alle Wollüste körperlich seyn: allein man muß doch

einen Unterschied machen von groben körperlichen, den feinern und den feinsten. Wenn man nun die feinste körperliche Wollust eine geistige nennt, so scheint man ihr einen Namen zu geben, der ihr mit Recht gehört. Ihr Adel verlangt den Namen.

Denn was soll sonst geistig seyn, wenn es nicht etwas feines körperliches seyn soll? Man könnte die Wollüste am besten in drey Klassen eintheilen: in grobe körperliche, körperliche, und fein körperliche. Die groben körperlichen wären die Wollust des Gefühls und Geschmacks;

die körperlichen die Wolluſt des Herzens, des Auges und Ohres, und die fein körperlichen die Wollüſte der Einbildungskraft und der Phantaſie. Allein es giebt auch Wollüſte des Herzens, die äußerſt fein ſind, und mit Recht geiſtig genennt zu werden verdienen. Warum ſollten wir alſo nicht bey der gewöhnlichen Eintheilung bleiben? Die Wollüſte ſind körperlich und geiſtig, und die letztern theilen ſich in die Wollüſte der Einbildungskraft und des Herzens ein.

Die Wolluſt alſo, welche Apel-

les fühlte, war Wollust des Herzens, und die deinige der Phantasie.

Leontium.

O mein guter Epikur, die Natur richtet sich nicht nach deinen Klassifikationen; alle deine Eintheilungen von Wollüsten toben zugleich in meinem Kopfe, und im ganzen Körper. Alle Wollüste sind körperlich, und ihre Stärke ist entweder groß, oder klein, oder mittelmäßig; was gehen mich deine wunderlichen Eintheilungen in grobe körperliche, körperliche, und fein körperliche an. Laß uns der Natur folgen, sie empfinden und

nicht urtheilen. Du schwächest dadurch wahrhaftig meine Entzückungen bey diesem Gemälde; wenn ich bey dessen Betrachtung denke: — genießest du jetzt eine Wollust der Phantasie, oder eine fein körperliche?

Epikur.

Ich hätte nicht geglaubt, daß eine Leontium so kaltblütig seyn könne, bey dem Genuß der Wollust an die Art derselben zu denken! allein, liebste Leontium, deine Eintheilung der Wollust mag dir sehr wahr vorkommen, und ich will dir doch zeigen, daß sie nicht richtig ist.

Was fühlst du bey der erhabenen Handlung Alexanders? die eben einen so großen Geist verräth, als seine größte Eroberung. Was fühlst du dabey, wenn er seine zärtlich geliebte Campaspe dem vortrefflichen Maler übergiebt, sie selbst ihn zu lieben beredet? Fühlst du einen kleinen, mittelmäßigen oder großen Grad deiner einzigen Art von Wollust?

Leontium.

Ich fühle die Wollust, welche ich bey Bewunderung einer erhabenen Handlung empfinde. Der Gedanke dieser Handlung schlägt eine Welle

der Wollust in mein Herz, die sich durch den ganzen Leib verbreitet, wie ein Stein, der durch die stille Oberfläche der Fluth stürzt.

Epikur.

Du mußt ein außerordentlich feines Gefühl haben, wenn du bey dieser Bewunderung noch etwas körperliches fühlen kannst. Ich glaube, daß mein Gefühl auch ziemlich fein ist; allein ich fühle weiter nichts, als eine gewisse Heiterkeit in meiner Seele sich ausbreiten; ein süßer Schauer fährt durch mich, der gewiß von den allerfeinsten Lebensgeistern

entsteht; denn ich kann gar nichts körperliches dabey fühlen. Alle edeln Gedanken wachen in mir auf. Großmuth und Hochachtung erhabener Geister machen meinem Ich ein Kompliment.

Leontium.

Auch du mußt ein außerordentlich feines Gefühl haben, wenn du dieses zu empfinden vermagst.

Epikur.

Fühlst du dabey einen kleinen, mittelmäßigen, oder großen Grad deiner Wollust?

Leontium.

Ich fühle die Wollust, die ich bey Bewunderung einer erhabenen Handlung fühle.

Epikur.

Antworte auf meine Frage, Leontium! sonst kann ich nicht mit dir fertig werden; wir drehen uns in einem Zirkel herum!

Leontium.

Nun wenn du mit mir fertig werden willst, so mußt du sagen, ich fühle einen sehr großen Grad der Wollust. Denn wenn ich sagte: ich

fühlte nur einen kleinen, so würdest du noch viel mit mir zu thun haben! — weiser Epikur!

Epikur.

Es ist mir lieb, daß du dich schon selbst überwunden hältst; denn dein zärtliches Herz, deine schöne Seele erlaubt dir nicht zu sagen, du fühltest nur einen kleinen Grad der Wollust.

Also bey dieser Handlung fühltest du einen großen Grad von Wollust. Bey der Betrachtung des Gemäldes eben so viel, und wie wir

uns zum erstenmal anredeten, liebste Leontium! hast du doch wohl vielleicht nicht weniger empfunden? — Sage mir nun aufrichtig: Sagt dir dein Herz, dein Gefühl habe einen gewissen Unterschied zwischen diesen wollüstigen Empfindungen?

Leontium.

Ich muß dir nur Recht geben, du bist ein kleiner Zänker! Ja ich fühle einen Unterschied; wie ich dich zum erstenmale umarmte, fühlte ich den höchsten Grad der geistigen, und bey Betrachtung des Gemäldes den höchsten Grad der herzlichen, und

bey der Bewunderung der erhabenen Handlung Alexanders den höchsten Grad der phantastischen Wollust!

Epikur.

Ich will schon noch einmal aus deinem schönen Köpfchen das satyrische Dämongen jagen, du schalkhafte Leontium! — Um uns aber nicht länger über die Eintheilung der Wollust zu zanken, so wollen wir ihr Wesen untersuchen. — Was fühlst du dabey?

Leontium.

Du streichelst mir mit deiner sanf-

ten Hand die Wange; kaum berührst du sie, und ich fühle, was ich bey dem gelindesten Hauche des Westwinds fühle, wenn er von Rosen fliegt, und schnell durch meine Locken schlüpfte!

Epikur.

Und was fühlst du da?

Leontium.

Ein leises Kitzeln, das mir sehr angenehm ist, und meine Lippen zum Lächeln zwingt.

Epikur.

Hat es nichts ähnliches von deinen wollüstigen Empfindungen?

Leontium.

Ein Rechenmeister der wollüstigen Empfindung könnte hier eins zählen.

Epikur.

Also wäre dies ungefähr der erste Grad von Wollust?

Leontium.

Mir scheint es so.

Epikur.

Und was bemerkst du bey dieser Empfindung?

Leontium.

Eine sanfte Berührung, welche die äußersten Theilchen meiner Wange in eine kleine Zitterung bringen.

Epikur.

Aristipp hatte also wohl Recht, wenn er die Wollust als eine gelinde Bewegung beschreibt?

Leontium.

Ey, mein lieber Epikur, bey dem hohen Grade der Wollust scheint sie mir gar nicht gelinde zu seyn!

Epikur.

Was bemerkst du denn für eine Art von Bewegung?

Leontium.

Eine sehr schnelle.

Epikur.

Kann eine gelinde Bewegung nicht zugleich sehr schnelle seyn?

Leontium.

Ich verstehe dich nicht, Epikur.

Epikur.

Der Westwind fährt bisweilen

sehr schnell über die Spitzen der Blumen auf Wiesen dahin, haucht lispelnd in die Blätter der Sträuche, und auf der schnellsten Flucht wirft er mit seinen eilenden Schwingen ein Küßchen auf deine Wangen. Ist die Berührung sehr schnell, und zugleich sehr gelind?

Leontium.

Das ist wahr. Hier ist gelind aber nur so viel, als äußerst sanft, kaum berührend, und ich weiß also noch immer nicht, was das sagen will, die Wollust ist eine gelinde Bewegung.

Epikur.

Die Wolluſt iſt eine gelinde Bewegung der Lebensgeiſter in deinen Nerven, oder eine gelinde Bewegung des Bluts in deinen Adern.

Leontium.

Dieſe iſt aber ja beſtändig in meinem Körper, alſo müßte Leben der unterſte Grad von Wolluſt ſeyn.

Epikur.

Und was hindert dich dieſes zu glauben? Dieſes Gefühl iſt uns ſo gewöhnlich worden, daß wir die Wolluſt dabey nicht mehr merken. So

bald diese gelinde Bewegung der Lebensgeister etwas schneller wird, so bald empfinden wir sie auch, und die Grade der Wollust steigen mit der Schnelligkeit. Die groben körperlichen Wollüste entstehen durch die Berührung der äußern Theilchen der Nerven, und die in denselben herumlaufenden Lebensgeister kommen dadurch in Bewegung; die Pulse schlagen heftiger, das Herz klopft schneller.

Leontium.

Was ist aber der Schmerz, Epikur? Die Pulse schlagen auch heftig

und das Herz klopft äußerst schnell bey Angst und Verzweiflung.

Epikur.

Aristipp nannte den Schmerz eine rauhe Bewegung; allein hier weiß ich selbst nicht, wie er dieses gemeynt hat. Der körperliche Schmerz entsteht mehrentheils durch Trennungen und Zerscheidungen der Nerven, durch Verhinderungen des Umlaufs des Blutes und der Lebensgeister. —

Wenn ich dir dein kleines Fingerchen drücke und zusammenpresse, so berühre ich es nicht sanft, wie vor-

hin deine Wange; die Bewegung ist rauh, nicht gelind. Das Blut bleibt in der Spitze desselben stehen, die Nerven werden gepreßt, es wird ein leerer Zwischenraum gemacht, und du hast eine unangenehme Empfindung. Bey Wunden werden sie völlig getrennt, und auf diese Art entsteht der Schmerz.

Leontium.

Allein das Pochen der Angst im Herzen scheint hiermit nichts ähnliches zu haben. Wir haben hier unangenehme Empfindungen, und fühlen

Schmerz, denn warum sind wir froh, wenn sie vorüber ist?

Epikur.

Die Angst, der Schreck und die Verzweiflung scheinen mir ein Stocken in dem Umlauf des Blutes und der Lebensgeister hervorzubringen, daß sie sich zu einem Strom dämmen, der dann mit aller Gewalt durch die Nerven und Adern bricht. Das Gesicht glüht bald überall, und bald hat es das Blut verlassen, und ist zum Herzen hinabgesunken. Wenn ich Kopfschmerzen habe, so ist es mir nicht anders, als wenn sich da

Blut im Kopfe gedämmt hätte, und mit aller Gewalt die empfindlichsten Theile desselben drückte. Es wallt, es tobt und wallt darinnen, und schlägt an die Stirne, wie ein Sturm mit Wellen das Ufer. Der Schmerz ist also weiter nichts, als Stillestand und Flucht des Blutes und der Lebensgeister.

Leontium.

Du scheinst richtig zu schließen; widerlegen kann ich dir nicht, weil ich die Natur des Menschen noch nicht so gut aus Erfahrung kenne, wie du.

Epikur.

Hier sind die Grenzen des menschlichen Verstandes. Es ist sehr schwer, sich hier richtige Begriffe zu machen, man kann hier sehr leicht fehlen; allein man muß denen verzeihen, die so verwegen und so kühn sind, sich in diese Tiefen zu wagen, denn viele bekommen schon den Schwindel nur beym Hinabsehen, und man muß lange, ja viele Tage des Lebens hinabgesehen haben, wenn man etwas bemerken will.

Leontium.

Allein wie willst du nun die wollüstigen Empfindungen eintheilen? Epikur!

Epikur.

Ich bleibe bey der Eintheilung, die ich schon gemacht habe; ich will sie nicht wiederholen, du möchtest mich sonst wieder mit Einwendungen quälen, und wir armen Menschen können den feinen Unterschied der wollüstigen Empfindung unmöglich so genau bestimmen, daß sich dawider nichts einwenden ließe.

Die Vergnügungen der Einbildungskraft können unmöglich so stark seyn, als wenn wir sie wirklich empfinden. Allein sie sind oft weit wollüstiger — die größten Weisen haben

sich sehr die Köpfe darüber zerbrochen, die Ursache ausfindig zu machen, warum die Schmerzen, welche wir mit der Einbildungskraft fühlen, anstatt schmerzliche Empfindungen, angenehme hervorbringen. Warum die Schmerzen, die der Phädra, die dem Oedip so wehe thun, so unangenehme Empfindungen hervorbringen, daß sie wenigstens eine angenehme Bitterkeit schmecken lassen, und Zähren in die Augen locken, die wollüstiger sind, als alle übrigen körperlichen und geistigen Wollüste! — Die Erfahrung ist freylich überaus wunderbar, allein die Herren verlangten

wahrhaftig zu viel von ihrem Verstande, wenn er sie ohne die Untersuchung der Natur des Schmerzens und der Wollust, der angenehmen und unangenehmen Empfindungen erklären sollte.

Leontium.

Und kannst du sie denn erklären?

Epikur.

Vielleicht so wenig als sie; allein ich weiß, warum ich sie nicht erklären kann, nemlich weil ich die Natur der Wollust und des Schmerzens noch nicht so vollkommen kenne, als

ich sie kennen müßte, wenn ich sie erklären wollte; doch, Leontium, wir wollen sehen, was wir herausbringen. Die Natur ist eine getreue Lehrmeisterin, ohne sie verirren wir uns.

Es scheint, Leontium, als wenn wir wirklich zweyerley Arten von flüssigen Materien in uns hätten, durch deren Bewegung wir belebt werden, welche uns das Leben geben, nemlich feine und grobe. Unter die groben gehört das Blut, und unter die feinen die Lebensgeister, die in den als

lerkleinsten und zartesten Nervchen herumlaufen.

Wenn wir auf einen Feind losgehen und mit ihm kämpfen wollen, so setzen alle Sinnen und Seele und Geist, und alle die ersten Bewegungen unserer selbst, Blut und Lebensgeister in Bewegung. Alles schwillt empor, und die alte Kraft unserer Nerven wird dadurch vervielfachet, und wir empfinden Wollust bey dieser Bewegung. Der reine, mit andern Leidenschaften nicht vermischte edle Zorn, ist eine wollüstige Leidenschaft. Nun nimmt der Kampf sei-

nen Anfang. Schlag auf Schlag zischt durch die Luft. Allein der Gegner ist stärker als wir; unsere Tapferkeit unterliegt der seinigen, und wir werden besiegt. Nun entstehen die unangenehmen Empfindungen des Schmerzens, die ich dir vorher beschrieben habe; uns sind sie sehr schmerzlich. Was fühlt nun der Zuschauer dabey, der für uns interessirt ist, nicht persönlich, sondern nur aus Sympathie, nur der feinere Theil der flüssigen Masse wird heftig von dieser Sympathie bewegt. Hier ist Stillstand und Flucht ein kleiner geistiger Schmerz, aber mit vieler Wol-

luft vermischt. Die gröbere flüssige Materie, das Blut in unserm Körper, bewegt sich zwar auch schneller, allein die Bewegung ist gelinde, die Nerven der Lebensgeister werden sehr sanft zusammengepreßt, daß sie kaum eine Zähre ausschwitzen können. — Und so ist es bey den übrigen Leidenschaften auch. Nur die wenigsten Leidenschaften sind schmerzlich. Wenn die Liebe, diese wollüstige Leidenschaft, einer Person schmerzlich werden soll, so muß der Charakter und die Lage der Person allezeit das mehrste dazu beytragen. —

Phädra klagt, weil sie ihre Liebe nicht ausbrechen lassen, nicht entdecken kann; die in die Nerven zurückgepreßte Liebe drückt sie, und machen ihr unangenehme Empfindungen, die aber doch immer eine gewisse bittere Wollust haben. Wir fühlen das Angenehme mit ihr, und beklagen ihren Zustand.

Weiter läßt sich diese Erfahrung nicht erklären, wenn man nicht Worte ohne Gedanken sagen will. —

Leontium.

Laß uns die Wollust fühlen, Epi-

kur, mag doch ihr Wesen seyn, was es will. Die Götter haben sich die Geheimnisse der Natur allein zu wissen vorbehalten, vielleicht weil die vollkommene Erkenntniß davon unsere Vergnügungen stören. Was hilft es dir, wenn du nun auch vollkommen das Wesen der Wollust kennst? Wie leicht hindert es dich im Genuß derselben. Laß uns dem Instinkt folgen, sie genießen, und nicht lange danach forschen, warum sie so süß ist.

Epikur.

Man muß die Natur der Wollust kennen, wenn der Genuß derselben

uns nicht schaden soll, und wenn wir sie so sehr genießen wollen, als es den Sterblichen erlaubt ist. Denn schon das bloße Gesundleben ist Wollust, und weswegen sollten wir sonst auf dieser Erde herumtaumeln? Die Götter setzten uns auf diese Welt, um Wollust zu genießen. Alle unsere griechischen Weisen, von Solon, ja sogar von Lykurg an bis auf meine Wenigkeit, können keinen andern Endzweck von unserm Daseyn herausgrübeln, und die Götter müßten sehr eigensinnig denken, wenn sie von uns foderten, einen andern zu erfüllen, den wir nicht wissen, den

die Weiſeſten nicht wiſſen konnten. Solon ſang noch, eh er in die Pforte Elyſiums trat, ſeinen Brüdern und Schweſtern:

Befreyt von allen Geſchäften,
Sey nun mein letztes Leben.
O gieſſe Göttin von Paphos
Doch Lieb in meinen Buſen!
Und führe mich durch Blumen
Von Vater Bachus begeiſtert
Und beym Geſang der Muſen
Ins Land der weiſen Väter.
Cythere, Bachus, Muſen,
Von euch kömmt jede Freude.

— — — —

Unglückſelig ſind jene, welche am Ende der Laufbahn des Lebens noch aus-

rufen, wir haben unser Leben nicht genossen! — Vielleicht daß nach diesem Leben größere Wollüste für uns bestimmt sind; allein wir kennen sie nicht. Noch keiner von den Todten ist aufgestanden, und hat sie uns beschrieben. Zwischen uns und der Zukunft liegt Nacht, wogegen die finsterste unter allen Nächten Sonnenschein ist. Wie ist es möglich, hier hindurchzublicken! Wir müßten die größten Thoren, die elendesten Schwärmer seyn, wenn wir die Wollüste, welche die Natur uns jetzt zum Genusse darreicht, deswegen verachten wollten, weil vielleicht nach diesem

Leben bessere auf uns warten! Was sollen wir denn sonst in diesem Leben thun? Entweder sollen wir uns einander unglücklich oder glücklich machen! denn sonst können wir unsern Nebenmenschen nichts erweisen! — Wie sehr muß dessen Seele rasen oder unsinnig seyn, der behaupten kann, der Endzweck der Menschen auf dieser Erde wäre, sich einander unglückselig zu machen.

Leontium.

Ein solcher Mensch ist ein Ungeheuer! Es kömmt mir auch unbegreiflich vor, daß jemals ein solcher

Gedanke in einem Geschöpf von unsrer Art seyn könne.

O Epikur, laß deine Phantasie erröthen, daß sie nur einen solchen Menschen hat denken können! Er ist nicht möglich, nicht denkbar!

Epikur.

Gutherzige Leontium, reise zu den melancholischen Aegyptiern, da kannst du Menschen finden, die so rasend denken. — Die Natur muß ihnen den Instinkt versagt haben, den sie allen Menschen giebt, den Schmerz zu fühlen, und angenehme Empfin-

dungen sich zu verschaffen. Diese finstern Geschöpfe sind nicht würdig, in unsern Gesprächen zu seyn, laß uns ihrer nicht mehr erwähnen.

Wie unzählbar ist die Menge der geistigen und körperlichen Wollüste! als die beste Mutter bietet sie die Natur in ihrem Schooß uns an, sie zu genießen. Alle Arten von Geschöpfen empfangen sie von ihren freygebigen Händen; keinem werden sie verweigert, oft dringt sie solche ihnen wider ihren Willen auf, ihren Gebrauch aber läßt sie uns selbst. Sie gab uns Fähigkeiten, hiebey weise zu

seyn, und folget nicht hieraus, daß der weise Gebrauch der Wollüste die größte Bestimmung des Menschen auf dieser Welt ist.

O Leontium! laß uns den Lehren der Weisheit in dem Genuß der Wollust folgen. Die Natur befiehlt es uns, wir werden dafür gestraft, wenn wir ihr nicht gehorchen. Die große Hauptwollust, welche uns die Natur zur Glückseligkeit darbietet, ist die Liebe. Wie viele Becher voll Wonne kann der Mensch aus dieser Quelle schöpfen, wenn er weise handelt! Welche Entzückungen wird er genie-

ßen, wenn er am Busen seiner Leontium liegt! Nektar von ihren Lippen saugt! Ihre Augen, in denen die geistige Zärtlichkeit schwimmt, mit seinen Blicken in die Seele zieht, die geheimsten Gedanken seines Kopfes und Herzens von ihrem überirdisch schönen Geiste prüfen läßt.

Leontium.

Die Liebesgötter tanzen, und alle Freuden umarmen sich in mir, wenn die Melodien einer Laute und die Lieder, welche von der innersten Wollust in meiner Seele meinen Lippen entschlüpfen, dein Gesicht mit süßer Hei-

terkeit und einem weisen und angenehmen Lächeln begießen. Ewig, ja ewig will ich dich lieben, Epikur! Dir hab ich die Hälfte meiner Glückseligkeit meines Lebens zu danken. Aus dem Strudel der Wollust hast du mich gerissen, worin ich schon jetzt wähnte versunken zu seyn.

Epikur.

Wir wollen die übrigen Tage des Lebens nach diesen Lehren wegempfinden, liebste Leontium! Wollust und Ruhe sollen immer mit einander abwechseln; wir würden sehr thierisch handeln, wenn wir beständig ohne

Unterlaß immer angenehme Empfindungen in uns hervorbringen wollten! Schon die Natur gab uns den Schlaf, um von dem Leben auszuruhen, welches, wie du sagst, der unterste Grad der Wollust ist. Die Nerven verlieren ihre Empfindlichkeit, wie ich schon oft gesagt habe, wenn wir beständig wollüstige Empfindungen hervorzubringen uns anstrengen.

Wenn wir erwachen, so empfinden wir ein süßes Wollen in uns, das wir dann nicht mehr empfinden, wenn wir es einige Zeit genossen haben. Laß uns also auch hierin der

Natur folgen, und bald mit den Wollüsten schlafen, bald wachen!

Mit den thierischen groben körperlichen Wollüsten muß man überaus sparsam seyn. Man schöpft die Quelle des Lebens nach und nach so sehr aus, daß man es nicht wieder ersetzen kann. Die Natur gab uns die geistigen Wollüste, welche nicht sehr schwächen, vielmehr das Leben verlängern. Fast jede Leidenschaft bringt in uns eine geistige Wollust hervor. So lange wir lieben, kommen unsere Lebensgeister niemals in Ruhe. Sie sind beständig in Bewegung. Sie

ist ein beständiger Zephyr auf der Quelle der Wollust. Man muß diesen Zephyr wie in einen Nordwind verwandeln, und ausschweifend, bis zur Raserey verliebt seyn, das ist eine barbarische Leidenschaft, die die Griechen doch nie, wenigstens nur in Tragödien und Romanen, gekannt haben; sie sey heiter und freudenvoll, nicht stürmisch; sanft, wie die Liebe Anakreons, nicht wie die Liebe der Sappho. Man muß den Gegenstand seiner Liebe verlassen können, sobald er uns nicht mehr die Wollust der Liebe verschaffen kann, nicht so heftig in ihn verliebt seyn, daß uns des-

wegen das ganze menschliche Geschlecht gleichgültig oder gar verhaßt ist, und man darf nicht blind, sondern weise lieben.

Die Weisheit kann bey keiner Leidenschaft schädlich seyn. Es ist wahr, bey den hohen Graden verläßt sie uns; allein sie führt die Leidenschaft erst zu dem Gegenstand, und dann verläßt sie dieselbe. Gewiß wird sie dann thun, was die Weisheit vorhergesehen hat, und mehrentheils thut sie mehr, als was die Weisheit hoffte.

Man sagt: die Liebe ist blind.

— Eine blinde Liebe kann selten den rechten angemessenen Gegenstand treffen; der Pöbel kann nur blind dabey seyn, denn er hat nicht nöthig, den Gegenstand seiner Liebe zu sehen, da er ihn nicht mit den Augen braucht. — Da Liebe die Hauptleidenschaft im menschlichen Leben ist, so ist sie es auch in den schönen Künsten. Die Gemälde, worin ein wichtiger, viel in sich fassender, Zeitpunkt einer edeln Liebe gewählt ist, interessiren jedermann, der sie ansieht. Die Schönheit allein vergnüget nur; ihr Anblick heitert die Seele auf, wie ein heiterer Morgen die Sinne. Wenn

aber Leidenschaft in ihren Bewegungen und Zügen ausgedrückt ist, so steckt sie uns damit an, und wir fühlen sie. Die Sympathie ist eins von den großen Geschenken der Natur, womit sie unsere Wollüste vervielfältiget hat.

Die Perser können eine Leidenschaft von ihrer ersten Entstehung bis zum höchsten Grad schildern, und uns so sehr täuschen, daß wir ihre handelnden Personen wirklich sehen und hören. Wir sehen die griechischen Helden bey Troja kämpfen, und

jubeln über ihren Sieg, oder weinen über ihre Niederlagen.

Leontium.

Oder vielmehr: wir intereſſiren uns für den edeln Held im Homer, er mag Grieche oder Trojaner ſeyn! Wie oft hab ich über das harte Schickſal des edeln Hektors geweint! Wie oft hab ich gewünſcht: Achill und er möchten nie mit einander gekämpft haben!

Nichts bringt die Täuſchung bey einem Gedichte mehr hervor, als wenn es mit Muſik begleitet wird.

Die Ohren verhindern die Ohren, verhindern die leiblichen Augen, der Seele zu sagen, daß sie mit den Augen der Phantasie sieht.

Es liegt in unserer Natur, daß wir alles lieben, was uns schön zu seyn scheint; und ferner, daß wir wünschen, die Schönheiten, welche uns die Phantasie vormalt, möchten wirklich seyn. Wenn ein Künstler nur ein wenig die Kunst versteht, unsere Aufmerksamkeit einzuschläfern, so kann er uns täuschen und betrügen wie er will.

Epikur.

Das ist der Vorzug eines weisen Mannes vor dem Pöbel, daß er die geistigen wollüstigen Empfindungen fast allein genießen kann, und die körperlichen Wollüste tausendmal mehr empfindet, als dieser. Man muß in seiner Jugend wenigstens die Hauptleidenschaften selbst empfunden haben, wenn man ihre Wollüste in der Nachahmung von Dichtern, Malern, Bildhauern, Dämonen, Demosthenesen, Aristippen, Xenophonten und Platonen wieder empfinden will, oder was kann ich dabey fühlen, wenn ich noch nichts dabey gefühlt habe? oder nicht

weiß, was ich dabey fühlen soll? deswegen müssen wir die schönen Künste und Wissenschaften so sehr schätzen, weil sie uns wollüstige Empfindungen verschaffen, die uns nichts kosten. Unsere Pflicht ist es, die großen Dichter, Maler und Bildhauer, Tonkünstler und Redner, und den Inbegriff von allen den wahren Weisen zu lieben, Lob zu ertheilen, und ihre Meisterstücke zu belohnen; weil sie Priester, oder vielmehr Abgesandte der Natur sind, die uns durch einen blumigten Lebenspfad führen, und uns mit Bechern von Quellen der Wollust gefüllt bewirthen. Was hilft

uns sonst die Gelehrsamkeit, wenn sie uns nicht glücklich macht? Ein Land, wo die schönen Künste nicht blühen, wo die Meisterstücke der Künstler anderer Nationen nicht bekannt sind, nicht geschätzt werden, wird vom Pöbel, von einer andern Gattung von Thieren bewohnt, als die Griechen sind. Noch wie ins Leben erwacht, beschäftigen sie sich mit Elend, Gram, Traurigkeit und schmerzlichen Dingen, wenn sie sich ohne die schönen Künste zu freuen und zu leben glauben, und noch auf sie schimpfen. Weil sie sich nicht mit wichtigen Dingen beschäftigen, so gleichen sie den

Eulen, die in der Nacht klagen, daß die andern Vögel schlafen.

Leontium.

Laß uns den schönen Morgen genießen, schon hat die Sonne den Thau von den Blumen geküßt, die Rosen und Jasminen dampfen Wohlgerüche aus, wir wollen uns in die Laube an die Quelle legen, ich will meiner Sappho nachempfinden, und ruhe du bey dem Dialog deines geliebten Aristipps aus.

V.

Ottilie.

Der Graf seufzte, steckte das Manuskript zu sich, nachdem er es mit ernster Aufmerksamkeit durchlesen hatte. Schade für den vortreflichen Kopf, sagte er, der seine Fähigkeiten solchen Spielereyen opfern kann. Sehen Sie die Nonne? Sie soll ein Ideal weiblicher Schönheit seyn.

Bey Gott! das ist sie! Noch nie sah ich ein schöneres Weib in jedem Betracht. Ich bin von ihr bezaubert, und vielleicht eben so sehr, als der Prinz! denken Sie, wie groß das Opfer ist, das ich dem Orden bringe! Ich liebe sie wie meine Seele — dieses vortrefliche Geschöpf. —

Aber wenn der Prinz solche Gefühle mit ihr theilt, wie jene, so mag ihre Tugend eben nicht ihren größten Werth bestimmen.

Ich zweifle, daß er diese Gefühle bey dem tugendhaften Mädchen aus

ßern dürfte. Wenigstens müßte ich es lügen, wie der niedrigste Verläumder, wenn ich ihn der mindesten Zweydeutigkeit in meiner Gegenwart beschuldigen sollte.

Das Mädchen ist gegenwärtig höchstens achtzehn Jahre, und in ihrer schönsten Blüthe. Ihre Wangen strotzen von der Gesundheit üppigster Fülle. Ihr Busen wallt mächtig von überströmenden Gefühlen, selbst unter dem schwarzen Skapulir mächtig empor. Ihre Augen sind sanft wie Tauben-Augen, um mich mit dem geheiligten Sänger der

Liebe auszudrücken, und über ihr ganzes Wesen ist die höchste sittliche Anmuth verbreitet. Ihre Sprache ist melodisch, wie Harmonika-Klang, und jedes ihrer Worte hat das Gepräg der liebenswürdigsten Naivität. Eine schwermüthige Empfindung drängt sich manchmal hervor, aber schnell sucht sie sie zu verbergen, und läßt sich nichts merken.

Ihr Guitarrenspiel und mehr noch ihr Gesang, fesseln den Prinzen am stärksten. Sie wissen, daß er eine Zeitlang schwermüthig war, als das Land über den Tod seiner allgeliebten

Mutter trauerte. Nur diese Zauberin im Schleyer und Skapulier vermochte ihn aus seiner Melancholie ins schöne helle Leben wieder hervorzurufen und ihn für die Freuden seines Daseyns empfänglich zu machen.

Aber desto unempfänglicher für die seiner Bestimmung.

Vergebung! Ich glaube — könnte irgend ein Wesen ihn zu grossen Thaten bestimmen, könnte irgend jemand die Flamme edler Regententugenden in seinem Busen anfachen, so

wär es diese Ottilie. Man müßte freylich auf sie zu wirken verstehen.

Wenn sie ihn wahrhaft liebt, wenn vielleicht Vertraulichkeiten zwischen ihnen vorgefallen wären, so möchte dieses wohl sehr schwer halten. Denn mit Liebenden . . . Wissen Sie nichts von ihrer Biographie?

Wenig außer diesem: Sie ist nicht länger als ungefähr sechs Monate in diesem Kloster. Woher sie kam, weiß man eben so wenig, doch war sie schon eingekleidet, als sie hieher kam, und der Prinz soll sie zum erstenmale

von einem Thurme des Pallasts mit dem Fernrohre im Klostergarten entdeckt haben.

Von ihrer Abkunft will man wenig oder gar nichts wissen.

Hat der Prinz darüber Ihnen nichts vertraut?

Ich glaube fast, er hat sich selbst noch nicht darum bekümmert.

Das wäre stark. Doch seit wann fragen Liebende nach ihrer Abkunft. Ihr Herz ist ihr Stammbaum und

ihre Heimath — die Welt. Wir sprachen noch verschiedenes über den Prinzen, über seine Liebe, machten Entwürfe, bestimmten aber nichts, und schieden erst gegen Mittag von einander.

VI.

Der Maler.

Albert, du bist sehr vertieft, sagte ich zum Prinzen, als ich zu ihm ins Zimmer trat und ihn in voller Beschäftigung über dem Bildnisse eines Mädchens fand, das er mit den lebhaftesten Farben malte, und wo ich sogleich aus allen Zügen Ottilien wieder erkannte.

Er ſprang auf, drückte mich an ſein Herz. Du erkennſt ſie wieder, Adolf! O wie freut es mich. Aber meinem Herzen will dieſes matte Bildniß nicht genügen; ach da ſteht es ganz anders, ſo deutlich, ſo lichthell, ſo glänzend wie eine verklärte Heilige. Ach es iſt eine Heilige! die Erde iſt ſie nicht werth.

Aber Albert, welchen Zweck kann dieſe Liebe haben? nur unglücklich kannſt du ſie machen die Vortrefliche. Zu deiner Buhlerin kannſt und wirſt du ſie nicht entwürdigen, deine Gattin darf ſie nicht ſeyn. Und wie

unglücklich seyd ihr beide, wenn ihr euch ernstlich liebt, und dann von einander losreißen müßt. —

Trennung von Ottilien kann ich mir nicht als möglich denken. Ich lebe nur für sie und alles Leben hebt sich nur aus ihr in meine Seele. Freundschaft — nur süße Freundschaft wird in unsern Herzen wohnen, und uns ewig, ewig an einander binden.

Verzeih' Albert! wenn zu kühn der Freund sein ihm vertrautes Recht gebraucht. Mir scheint es, mehr als Freundschaft walte zwischen euch.

Willst du es Liebe nennen, ich kann es dir nicht wehren.

Mehr noch als rein platonische Liebe. Ottiliens schmachtende Augen scheinen mir mehr zu verrathen, als sie wollen.

Du errötheſt? — Albert, in jener schrecklichen Gewitternacht, als du dich aus dem Schlosse, stahlst, und heimlich dich ins Kloster durch List, mit Dietrich, Leiter und Mitternacht verschworen, in ihre Zelle stahlst — da hast du die Rose gepflückt — die . . . . .

Halt ein Adolf! halt ein, rief er aus, und bedeckte mit beiden Händen sein glühendes Gesicht. Adolf! du bist ein zu hellsehender Beobachter. Ich schäme mich vor dir. Tiefe Röthe zieht sich über das Bekenntniß meiner Schuld, aber jene Gewitternacht — ach sie war die glücklichste meines und vielleicht auch ihres Daseyns.

Und dein Herz sagte dir nichts am andern Morgen, als du gedankenvoll im Park auf und ab gingst. Man hat dich bemerkt ....

Hat man das? — Adolf, wenn

du mein Herz kennst, so kannst du dir leicht seinen ganzen Monolog übersetzen. Ich schwamm in einem Meere des seligsten Entzückens, ich konnte sie nicht lassen, die unendliche Liebe des vortrefflichsten aller Wesen, das sich mir so ganz aufopferte.

Und wenn diese Zärtlichkeiten Folgen haben sollten? was müßte aus der Aermsten werden?

Und du kannst hierinn die mindeste Schwierigkeit finden? Ich vertraue mich der Oberin. Was kann sie gegen mich? Ottilie wird auf

Wenn du mich verlangst.

Also nicht eher? du bist beleidigt?
vergieb! mein Herz, mein Kopf.....
Besuch mich morgen wieder . . . .

VII.

A u g u s t e.

Ich sprach das vortreffliche Mädchen im Schloßgarten. Einsam saß sie in der dunklen Laube, und las in einem Buche.

Warum so still Adolf, so trüb? sagte sie, und blickte mich traulich schmachtend an. Heiter solltest du seyn, und deine Freundin nicht mit der ernsten Kummermiene betrüben, wenn du sie wahrhaft liebst.

Auguste! Sie kennen meine Leiden! —

Sie werden vorübergehen. Dir bleibt mein Herz! Bewahre mir das deine, und ich frage wo ist ein Mädchen, das glücklicher wär, als Auguste? —

Warum unsre Eltern unsre Liebe so erschweren? Ach! sie wissen unsre Leiden nicht. Sie fühlen nicht, was uns den Tod geben wird.

Weg mit diesen Trauergedanken! Du wirst leben für mich, mein Adolf,

ich für dich, und wir werden glücklich seyn . . . . . ewig unzertrennlich.

Woher mit einemmale diesen Muth, diese Zuverlässigkeit? Auguste!

Die Liebe gab sie mir, o daß sie mit gleichem Muth dein Herz beseelen möchte.

Die Ankunft der Oberhofmeisterin unterbrach uns. Ich entfernte mich schnell und eilte nach meiner Wohnung.

VIII.

Der Fremde.

Die Sterne flimmerten am grauen Abendhimmel, als ich durch die schattige Allee nach meiner Wohnung ging. Ich fand mich noch nicht ruhig. Mein Blut sprudelte ungestüm zu Kopf und Herzen. Ich hatte die liebenswürdige Fürstin gesehen, ich

hatte mich mit ihr unterhalten, und von ihren Lippen das süßeste aller Geständnisse, das der treuen Liebe, vernommen. Unmöglich konnte ich mich in den engen Raum des Hauses kerkern. Ich ging in den dunkeln Gängen auf und ab — ich lief, ich flog vielmehr. Meine Empfindungen trieben mich allmächtig auf und ab, und ließen mir an keinem Orte Ruhe.

Auguste! seufzte unwillkührlich meine Brust, indem ich mich auf eine der steinernen Bänke niedersetzte.

Auguste weint um Sie, Herzog! in acht Tagen lebt sie nicht mehr.

Erschrocken drehte ich mich herum, und entdeckte einen Mann in einen Mantel gehüllt, dessen Gesicht ich aber nicht erkennen konnte, neben mir.

Von wem sprechen Sie da? fragte ich nicht ohne Schrecken; denn ich kannte keine andre Auguste, als meine Auguste.

Von wem anders, als von Ihrer Geliebten, von der unglücklichen Prinzessin, die in acht Tagen nicht mehr leben wird . . . .

Wer sagts? wer kann sich unterstehen gegen die Ruhe, gegen das Leben des vortrefflichsten Mädchens...

Eine finstere Rotte, die am Verderben des Prinzen, seiner Schwester — mit einem Worte am Untergange des fürstlichen Hauses arbeitet. Warnen Sie den Prinzen — den Monarchen, und lassen Sie durch den Orden einer fürchterlichen Verschwörung entgegenarbeiten, die . . . wir sehen uns morgen an dieser Stelle wieder.

Der Fremdling verschwand in

Halt ein Adolf! halt ein, rief er aus, und bedeckte mit beiden Händen sein glühendes Gesicht. Adolf! du bist ein zu hellsehender Beobachter. Ich schäme mich vor dir. Tiefe Röthe zieht sich über das Bekenntniß meiner Schuld, aber jene Gewitternacht — ach sie war die glücklichste meines und vielleicht auch ihres Daseyns.

Und dein Herz sagte dir nichts am andern Morgen, als du gedankenvoll im Park auf und ab gingst. Man hat dich bemerkt ....

Hat man das? — Adolf, wenn

du mein Herz kennst, so kannst du dir leicht seinen ganzen Monolog übersetzen. Ich schwamm in einem Meere des seligsten Entzückens, ich konnte sie nicht lassen, die unendliche Liebe des vortrefflichsten aller Wesen, das sich mir so ganz aufopferte.

Und wenn diese Zärtlichkeiten Folgen haben sollten? was müßte aus der Aermsten werden?

Und du kannst hierinn die mindeste Schwierigkeit finden? Ich vertraue mich der Oberin. Was kann sie gegen mich? Ottilie wird auf

irgend ein Landhaus gebracht, wird Mutter von mir, und ihr Kind wird erzogen, sie kehrt ins Kloster zurück, und.....

Wie leicht du alle jene ungeheuern Zwischen-Räume überspringst, ohne zu bedenken, daß Ottilie ein Herz hat, ein feinfühlendes Herz. Rechnest du die Kränkungen ihrer Mitschwestern, die Vorwürfe ihres Gewissens für nichts, und glaubst du, sie werde sich von ihrem Kinde trennen? sie werde, ohne todtgepeinigt zu werden, wieder ins Kloster zurückkehren

dürfen? und weder deine Gattin, noch.....

Adolf! jetzt vollende! du hast meine ganze Laune verdorben. Sie liebt mich und ich werde handeln, wie die Liebe mir befiehlt. Um alles übrige sey außer Sorgen.

Ich lenkte die Unterhaltung ab, und nach einer Stunde, als ich ihn wieder ruhig fand, nahm ich Abschied von ihm.

Wann kömmst du wieder? rief er mir nach.

Wenn du mich verlangst.

Also nicht eher? du bist beleidigt?
vergieb! mein Herz, mein Kopf.....
Besuch mich morgen wieder . . . .

VII.

A u g u s t e.

Ich sprach das vortreffliche Mädchen im Schloßgarten. Einsam saß sie in der dunklen Laube, und las in einem Buche.

Warum so still Adolf, so trüb? sagte sie, und blickte mich traulich schmachtend an. Heiter solltest du seyn, und deine Freundin nicht mit der ernsten Kummermiene betrüben, wenn du sie wahrhaft liebst.

Wenn du mich verlangst.

Also nicht eher? du bist beleidigt?
vergieb! mein Herz, mein Kopf.....
Besuch mich morgen wieder . . . .

VII.

A u g u s t e.

Ich sprach das vortreffliche Mädchen im Schloßgarten. Einsam saß sie in der dunklen Laube, und las in einem Buche.

Warum so still Adolf, so trüb? sagte sie, und blickte mich traulich schmachtend an. Heiter solltest du seyn, und deine Freundin nicht mit der ernsten Kummermiene betrüben, wenn du sie wahrhaft liebst.

Auguste! Sie kennen meine Leiden! —

Sie werden vorübergehen. Dir bleibt mein Herz! Bewahre mir das deine, und ich frage wo ist ein Mädchen, das glücklicher wär, als Auguste? —

Warum unsre Eltern unsre Liebe so erschweren? Ach! sie wissen unsre Leiden nicht. Sie fühlen nicht, was uns den Tod geben wird.

Weg mit diesen Trauergedanken! Du wirst leben für mich, mein Adolf,

ich für dich, und wir werden glück-lich seyn . . . . . ewig unzertrenn-lich.

Woher mit einemmale diesen Muth, diese Zuverlässigkeit? Auguste!

Die Liebe gab sie mir, o daß sie mit gleichem Muth dein Herz beseelen möchte.

Die Ankunft der Oberhofmeiste-rin unterbrach uns. Ich entfernte mich schnell und eilte nach meiner Wohnung.

VIII.

Der Fremde.

Die Sterne flimmerten am grauen Abendhimmel, als ich durch die schattige Allee nach meiner Wohnung ging. Ich fand mich noch nicht ruhig. Mein Blut sprudelte ungestüm zu Kopf und Herzen. Ich hatte die liebenswürdige Fürstin gesehen, ich

hatte mich mit ihr unterhalten, und von ihren Lippen das süßeste aller Geständnisse, das der treuen Liebe, vernommen. Unmöglich konnte ich mich in den engen Raum des Hauses kerkern. Ich ging in den dunkeln Gängen auf und ab — ich lief, ich flog vielmehr. Meine Empfindungen trieben mich allmächtig auf und ab, und ließen mir an keinem Orte Ruhe.

Auguste! seufzte unwillkührlich meine Brust, indem ich mich auf eine der steinernen Bänke niedersetzte.

Auguste weint um Sie, Herzog! in acht Tagen lebt sie nicht mehr.

Erschrocken drehte ich mich herum, und entdeckte einen Mann in einen Mantel gehüllt, dessen Gesicht ich aber nicht erkennen konnte, neben mir.

Von wem sprechen Sie da? fragte ich nicht ohne Schrecken; denn ich kannte keine andre Auguste, als meine Auguste.

Von wem anders, als von Ihrer Geliebten, von der unglücklichen Prinzessin, die in acht Tagen nicht mehr leben wird . . . .

Wer sagts? wer kann sich unterstehen gegen die Ruhe, gegen das Leben des vortrefflichsten Mädchens...

Eine finstere Rotte, die am Verderben des Prinzen, seiner Schwester — mit einem Worte am Untergange des fürstlichen Hauses arbeitet. Warnen Sie den Prinzen — den Monarchen, und lassen Sie durch den Orden einer fürchterlichen Verschwörung entgegenarbeiten, dke . . . wir sehen uns morgen an dieser Stelle wieder.

Der Fremdling verschwand in

Nacht und Dunkel wie eine Seifenblase.

Wo ist er hingekommen? fort — fort in Nacht und Dunkel, und ich allein mit dem Dolch im Herzen. Ach Auguste! du, du Vortrefflichste, solltest sterben können? vergänglich seyn wie die Rose, die heute duftet und morgen dahinwelkt ..... Nein, nein Mädchen, himmlisches, erhabenes, großes, heiliges, mächtiges Du — du wirst nicht — du kannst nicht sterben ..... ewig jung, ewig schön und blühend wirst du leben und glänzen wie des Himmels ewige Lich-

ter — die heiligen Sterne am mitternächtlichen Himmel . . . .

Da fiel eine Sternschnuppe leuchtend und glänzend herab, und verschwand finster im Kanale hinter der Allee.

Wie? die Sterne fallen vom Himmel? sind wir auch solche Sterne, die eine Zeitlang leuchten und dann herabsinken in Nacht und Dunkel? Aber nein . . . . die Sterne bleiben ewig glühend, glänzend, und nur die Schlacke erlischt in der Nacht des Grabes.

Was Leben und Tod der Menschen und die Ordnung der Bewegung der Gestirne betrifft, so könnte der Mensch auch davon durch eine bedächtliche Unterhaltung in vier Abtheilungen, die ihren zeitlichen Lauf vollenden, eine gewisse Erkenntniß haben, denn die Zeit ist das Maaß, das von allen sinnlichen Maaßen dem Irrhum am wenigsten unterworfen ist, und eben aus dieser Ursache, da die Zeit das wahre Maaß des Laufes der Gestirne, und der Menschen ist, fühlt man, daß es einem viel leichter sey, ihren periodischen Wandel durch den Kalkül der Zeit richtig

zu bestimmen, als durch die konventionellen in der Ausdehnung gewählten Maaßarten die Länge seines Arms genau anzugeben, weil diese Maaßarten keine feststehende noch durch die sinnliche Natur bestimmte Basis haben, und darum messen eine Menge Nationen den Raum selbst und die Entfernungen von einem Ort zum andern oder die Weglänge durch die Dauer oder durch die Zeit.

Mit Beyhülfe des Quadrats mag der Mensch sich selbst von den dicken Finsternissen frey machen, damit die Lehre von dem Alter, dem Ursprung

und der Bildung der Dinge noch vor allen Augen verhüllt ist; sogar möchte er ins Reine bringen, alle die Streitigkeiten über die Entstehung unserer Erdkugel und über alle die Revolutionen, die auf ihrer Oberfläche geschrieben stehen, wie die Nummerzeichen der Kirchenlieder an den äußern Kirchenpfeilern, die in die Gesangbücher zum Texte und in die Herzen zur Empfindung der gläubig Sehenden und sehenden Gläubigen hindeuten, und deren Spuren eben sowohl abbilden können, als die Schattenrisse die Physiognomieen der Seelen ihrer Lichträuber und Schatten-

geber, die Folgen und Wirkungen der ersten Explosion, als die Folgen und Wirkungen aller nachherigen auf einander erfolgten Revolutionen, welche das Universum seit seinem Ursprunge ohne Unterlaß erfährt, wie die Silhouette des Menschen, wenn die Leidenschaften von innen die Oberfläche des Originals zerwühlt haben.

Die Menschen sind Silhouetten des ewigen Geistes, nur mehr oder minder durch die Stellung des Originals gegen den Lichtpunkt verhunzt oder geschärft, und

wie die Wandrung des Lichtes hinter ihnen vorübergeht, werfen sie ihre stumpfen oder scharfen Abgüsse aufs kahle Reißbret — die menschliche Gesellschaft, die sie mit dem Storchschnabel ihrer Eigenliebe nachzeichnet, und das Bischen Gute vollends verzeichnet; und so wird oft der beste Mensch zum Zerrbilde unter den Menschen.

Die wenigsten Menschen haben eignes Licht, und sind

immer nur Silhouetten von Silhouetten, und wo sie hintreten, machen sie Schatten. Sie können kein Licht geben, weil sie keins haben. Nur Licht, wenn es auf empfängliche Gegenstände fällt, malt mit Farben. Aber lichtlose Gegenstände machen Schatten und verdunkeln das Licht, und so malen die unerleuchteten Erdsöhne ihre Schattenbilder mit der Erde ihres eignen Stoffs, und die Menschen wandeln wie angestrichne Mohren auf dem Theater

herum, von denen uns der Schauspieldirektor und die Schauspieler, die sie anstreichen ließen, überreden wollen, es wären Mohren. Aber es sind doch weiße Menschen, denen nur Verläumdungssucht die Oberfläche färbte, während ihre guten Seelen von der gaffenden Menge verkannt, in den forcirten Mohrenmasken seufzen, und mechanisch mit den Körpern den allgemeinen Affen- und Kroatentanz mitmachen.

Ach Auguste! Mädchen, Engel! wenn du nicht am Hofe eines Fürsten die Prinzessin agiren müßtest, und der dichte Panzer des konventionellen Hoflebens, der ärmlichen Etikette, die sich hinter Schanzkörbe von goldnen und silbernen Nichts versteckt, als Lichtschirm zwischen deine verklärte Seele und die Menschheit trät — welches himmlische Licht könntest du verbreiten. Du würdest den Moder dieses Sarggewölbes mit ewigem Morgenlicht vergolden . . und . . .

IX.

Todtenglockenhalle und Pauckenschläge. Das Miserere.

Als ich am andern Morgen spät erwachte, gab mir Louis einen Brief. Er war von ihr — von der glänzenden Lichtseele, die im fürstlichen Erdform und auf dem eisernen Gußkegel ihres traurigen, unabänderli-

chen Verhältnisses seufzte, wie ein armer Geist in der Aller-Seelen Nacht auf seinem Grabe, für den diesmal die Messen nicht hinreichten, und der schon warten muß, bis übers Jahr die Reihe an ihn kömmt.

Ach Auguste! wann wird dein weinender weiser Geist vom schwarzen Grabe dieses traurigen Lebens und dem rothglühenden Gußkegel ewiger Qual getrennter Liebe erlöst werden? . . . Ach nur dann, wenn die Todtenglockenhalle in wehmüthigen Pulsen zwischen das Miserere klarren, das uns die Menschenkrokodille

IX.

Todtenglockenhalle und Pauckenschläge. Das Miserere.

Als ich am andern Morgen spät erwachte, gab mir Louis einen Brief. Er war von ihr — von der glänzenden Lichtseele, die im fürstlichen Erdform und auf dem eisernen Gußkegel ihres traurigen, unabänderli-

chen Verhältnisses seufzte, wie ein armer Geist in der Aller-Seelen Nacht auf seinem Grabe, für den diesmal die Messen nicht hinreichten, und der schon warten muß, bis übers Jahr die Reihe an ihn kömmt.

Ach Auguste! wann wird dein weinender weiser Geist vom schwarzen Grabe dieses traurigen Lebens und dem rothglühenden Gußkegel ewiger Qual getrennter Liebe erlöst werden? . . . Ach nur dann, wenn die Todtenglockenhalle in wehmüthigen Pulsen zwischen das Miserere klarren, das uns die Menschenkrokodille

zu spät nachheulen, wenn sie unsre Herzen zerfleischt, unsre Liebe erwürgt haben, und schrecklich mahnend wie die Paukenschläge der Heertrommel zum jüngsten Gericht sie an ihren dereinstigen Hingang erinnern, und die schlummernde Hyäne, das Gewissen, laut wie Gottes Donner aus ihrem Opiumschlafe emportrommeln, dann — dann Auguste! wenn sich die Kirche füllt mit Opferduft, und die Lichter unsre Särge umglänzen, und beym traurigfeyerlichen Hochamt mit wehmüthig solennem Pomp das Hosianna ertönt — dann küssen sich unsre erlösten Geister, dann sinken

die Fesseln, und in jubelnden Geisterchören erneuen wir den Bund, den wir auf Erden schlossen, ach! und nicht kundbar werden lassen durften, dort — dort sinkt die elende Scheidewand

und keine Kleider, keine Falten
verstecken den verklärten Leib.

Auguste! wann, ach wann kömmt die schöne Nacht, die die grauen Thore schließt und das Haus öfnet der ewigen Freyheit zum schönern Morgenlicht .... vielleicht ist er noch ferne? O laß uns vorgreifen ...

laß uns eilen nach jenen blumigen Gestaden, wo die Zeit ihren Fuß nicht hinsetzen darf, und die Menschen mit all ihren Leiden die Leichname abschütteln, wie der fertige Schauspieler den Trauermantel, wo die Liebenden wie trauliche gute Kinder mit einander lustwandeln ohne Thränen, und die Freude ein ewiges Kind bleibt . . . . Toffaniens Nektar, wechselnd von unsern Lippen geküßt, machte so schnell in einer Nacht dem Jammerspiele ein Ende . . .

Ich erbrach den Brief. Die

Buchstaben zitterten vor meinen Augen.

Er war hier der Mann, den ich hasse, der Mann, den mein Vater mir bestimmt hat. Er war hier und hat Abschied genommen. Er verreist.

Ich saß eben am Nachttische, als man seinen Besuch ansagte. Mein Vater hieß mich aufstehn — hah! und artig seyn —.

Ich stand auf, wickelte die Hände in meine Handschuhe, denn ich

fürchtete seine abgeschmackte Höflichkeit. Nach einer kalten Verbeugung blieb ich stehn, so lange mein Vater mit ihm sprach. Er sah sehr reich aus. Ueber seine hohen Schultern hing das Ordensband, das er nicht verdiente. Mit grämigem Lächeln bewunderte er meine langen Haare, die noch ungebunden über meinen Rücken hingen.

Mein Vater, der ihm besonders schmeichelt, machte Spaß, und wand einen doppelten Gürtel von meinen Haaren um meinen Mantel; der Indianer schien entzückt, hob seine zwey

großen Hände in die Höhe, und wollte mich umarmen.

Wie zwey Schlangen lagen seine schrecklichen Arme auf meinen Schultern, daß ich vor Angst aufschrie.

Du hast kein Bild von der fürchterlichen Stellung, in der er mich anstarrte. Sein Mund stand offen, daß man ihm bis in die Kehle sah, und ich versichre dich, daß ich nachher noch viel mehr Angst hatte; denn so häßlich er auch ist, so war er doch noch weit fürchterlicher, als zuvor. Es überlief mich ein eiskalter Schauer,

der mich schüttelte, als ob ich auf ein vergiftetes Thier getreten hätte. Er wandte sich um, und fragte meinen Vater, ob ich keine Abneigung vor ihm habe?

Ein wohlgezognes Mädchen, antwortete er mit seinem gewöhnlich rauhen Regimentsinhabertone, kann keinen andern Willen haben, als den seines Vaters. Diese Antwort machte den Abscheulichen laut lachen. Auch mein Vater lachte, daß mirs in der Seele kränkte. Ja, in allem, was von meinem Willen abhängt, will ich gern gehorchen, sagte ich zu meinem

Vater; aber meinem Herzen kann ich in diesem Falle nicht gebieten.

Ich habe dich jetzt nicht gefragt, gab er mir mit einem Blicke zur Antwort; der mir seine ganze Verachtung drohte.

Er verließ uns. Eine Stunde hernach kam meine kleine Schwester, Prinzeß Heliodora, zu mir gelaufen, stellte sich zwischen meine Knie.

Fühle, Schwester! fühle wie das Herz mir schlägt.

Was ist dir geschehen, Heliodora? fragte ich und küßte sie.

Das gute Kind wischte sich die Augen, und erzählte mir seine ganze Geschichte. Ich war im großen Saale, sagte sie, um meine Klavierlektion noch einmal nachzuholen, da hörte ich einen entsetzlichen Lärm im Kabinete.

Du schmähst mich immer, daß ich so vorwitzig wäre, und diesmal wars doch gut, daß ich lauschte.

Leise schlich ich auf den Zehen an

das Zimmer, und sah durch das Schlüsselloch, wie Papa die liebe Mama heftig zankte.

Ich will ihr zeigen, welchen Gehorsam sie ihrem Vater schuldig ist, sagte er, oder sie soll im Damenstifte ewig vergittert ihren Eigensinn büßen. Sie sind eine zu schwache Mutter, bloß durch Sie ist Auguste so halsstarrig, darum will sie nicht heirathen.

Die arme Mama saß neben am Schreibtische, hielt das Gesicht in das Schnupftuch und seufzte, daß ich

es vor der Thüre hörte. Aber der Papa wurde immer noch böser. Er riß die Schelle an, daß ich erschrocken bin.

Wollen Sie etwas? fragte die Mama.

Ja, ich will, daß sie herunterkomme, daß sie sich erkläre.

Um Gottes willen Duka! nur jetzt nicht, nur nicht in dieser heftigen Seelenstimmung — Warten Sie, bis Ihre Hitze vorüber, bis Sie ruhiger sind.

Der Papa ging etlichemal das Zimmer auf und ab, dann sagte er: Aber ich will wissen, warum sie den Fürsten nicht mag? — warum sie ihn heute durch ihr ungezogenes Schreyen erröthen macht? oder — hätte sie vielleicht eine geheime Liebe? . . .

Hah! das ist gewiß! — . . . . gewiß ist das Mädchen verführt von einem Elenden, der . . .

Hier wurde die Mama böse und sagte: Bey der Erziehung, welche

Auguste erhielt, konnte sie keine Pflicht vergessen lernen.

Keine Pflicht vergessen? fiel der Papa ein; ist das nicht die Erste, den Befehlen des Vaters zu gehorchen? und schon diese kennt sie nicht. Aber es glühte noch Gehorsam für ihren Vater in ihr, wenn nur die Mutter kein so schwaches Weib wäre.

Da ging er nach der Thüre, ich lief zum Klavier und spielte einige Noten.

Als er die Thüre öfnete, und mich

sah, fragte er: Was machst du da? . . . den Augenblick gehe auf dein Zimmer, bis man dich ruft.

Langsam ging ich bis an die Thüre, dann rufte er mich wieder zurück, nahm meine Hände in die seinigen, drohte mir mit dem Finger.

Höre Mädchen, jetzt bist du noch ein Kind, aber, wenn du es jemals wagen könntest, ungehorsam gegen mich zu seyn, wenn du es je wagen könntest — o so wär es besser, deine Mutter hätte nimmer dich geboren.

Ich weinte, so wehe thaten mir meine Hände. Siehst du, Schwester, wie sie noch roth sind? Aber warum weinst denn du? du weißt es ja nun, warum der Papa böse ist. Weine doch nicht, ich will dir gewiß alles sagen, wenn ich wieder etwas höre.

Lieber, bester Adolf, wie tief bin ich gesunken! o was für ein armes, elendes Geschöpf bin ich, daß ich mich des unschuldigen Kindes bedienen muß, um mich der Gefahr zu entreißen! — — —

Mit innigster Schwesterliebe drückte ich das gute Mädchen an mein Herz, und bat sie, mir es doch zu sagen, was sie ferner von mir sprechen höre.

Adolf! Adolf! bey allem, was heilig ist, beschwöre ich dich, wirf mir kein Verbrechen wegen des Kindes vor; denn ich bin nahe der Verzweiflung, und das Kind weiß nicht, daß es fehlt; es ist in seinen glücklichsten Jahren. Es spielte mit meinen Locken, da ich weinte . . . .

(Den Morgen darauf.)

Eine grauenvolle Nacht hab ich

durchlebt . . . . Adolf! — Durchlebt? . .. Ach! kaum glaube ich noch, daß ich lebe — daß ich gelebt habe; denn nur der Wahnsinn einer liebekranken Seele, die vollgesättigt von Entsetzen die müden Schwingen sinken läßt, gaukelt solche Bilder fürchterlich wild durch einander. Laß mich zusammenhängend erzählen.

X.

Jetzt kömmt die Nonne.

Viel hatte ich den ganzen Tag geweint. Meine Augen waren so matt, daß sie den Tagschein nicht ertragen konnten. Ich sank auf mein Bett und entschlief. Die Oberhofmeisterin war so unartig, mich, ihe

rer Schuldigkeit gemäß, zu wecken, wenn die Assemblee sich versammelte.

Ich sah eben den grauen Tag in Dämmerung verschwinden, als ich mir die matten Augen rieb und den Kopf hielt, der von Schmerzen ganz betäubt war. Die Augen wendeten sich vom Lichte, und ich sagte der Oberhofmeisterin, sie hätte mich schlafen lassen sollen, ich würde weder zur Assemblee, noch zum Thee, noch zu Tische kommen.

Sie fragte, ob mir nicht wohl wäre?

Sie sehen ja, wie wohl ich mich befinde, gab ich ihr zur Antwort. Ich will allein seyn . . . doch lassen Sie mir Ida kommen. Du weißt, bester Adolf, wie sehr ich das vortreffliche Mädchen schätze. Ihr Gesang, ihr süßes Guitarrenspiel, hoffte ich, würde meine Seele umstimmen.

Ida erschien in ihrem himmelblauen Gewande mit dem schwarzen Schleyer. Am Arm hielt sie mit gewöhnlicher Grazie ihr Instrument. Sie sah blaß. Ihre Augen schienen verweint. —

Ida, was ist dir? redete ich sie an, als sie zu mir ans Bette trat.

Meine fürstliche Freundin! erwiederte sie mit ihrer sanften Flötenstimme, die Frage könnte ich Ihnen zurückgeben, was ist Ihnen? gelacht haben Sie wohl nicht.

Das Herz ist mir gebrochen, Ida!

Auch mir, sagte sie mit einem tiefen Seufzer, und drängte eine Thräne zurück.

Seit wann, gutes Mädchen! faßte

ich das Wort auf, drängst du in Gegenwart deiner vertrauten Freundin deine Thränen zurück? Kannst du die Freundin bey der Prinzeß vergessen, oder: kannst du bey der Freundin noch an die Prinzessin denken?...

Vergebung! ach schwer, schwer liegt es da auf meinem Herzen. Mein armer Vater ist gestorben. Seit zweyen Stunden, meldet uns der Aditor von der Festung, wo er, wie du weißt, seit sechs jammervollen Jahren gefangen saß.

Er ist frey, rief ich aus, wer

auch frey wäre, wie er! warum klirren seine Ketten noch um mich! Arme Ida, sey froh! er ist seiner Gefangenschaft ledig.

Ich hätte ihm so gern die Freyheit beym Herzog noch bewirken mögen, aber es war umsonst . . . nun, es ist so auch gut.

Ida! in dieser Stimmung kannst du nicht spielen. Laß uns mit einander klagen. Auch wenn Ida mit mir weint, fließen leichter und harmonischer die Thränen.

Sie setzte sich zu mir aufs Bette, faßte theilnehmend meine Hand, und blickte mir thränenvoll in meine nassen Augen.

Was war das? fragte ich, als ein heller Strahl durch mein Zimmer fuhr, war das nicht ein Bliß? . . .

Ja Auguste! das Wetter, das den ganzen Tag schwer über der Stadt hing, ist nun losgebrochen, und wüthet fürchterlich. Hörst du den Donner rollen — den Regen herabrauschen?

Es war ein fürchterliches Wetter. Ein Blitz jagte den andern. Schrecklich rollte der Donner und der Wind heulte im fürchterlichen Einklange zu der kreischenden Tanzmelodie der gestrillten Wetterfahnen. Wir kümmerten uns wenig um den Kampf der Elemente, weil wir die Verschiedenheit zwischen unsrer Seelenstimmung und der wilden Laune der Natur nicht entdecken konnten. Auch uns zerriß der Schmerz die Seelen, auch in uns tobte fürchterlich der Sturm unsers empörten Gefühls.

Nach zehn Uhr, so gegen halb

elf Uhr, wards wieder ruhig. Der Mond trat aus den zerrissenen und entladenen Wolkensäcken hervor, und glänzte freundlichmild am blauen Aether.

Wir traten zusammen ans Fenster. Der frische Blumenduft erquickte uns.

Sieh, liebe Ida, sagte ich, der Sturm ist vorüber, und diese erschütternden Donner und Feuerströme haben nun die Luft gereinigt. So nützen Leiden auch, um unsre Seelen

zu veredeln, und wenn sie vorüber sind, lächelt Wonne uns am Ziele.

In süßem Anschauen stand Ida verloren. Sie fand mein Bild wahr, und so viel Tröstendes und Beruhigendes in die schönen Aussichten eines frohen Uebergangs, und daß alle Leiden nur vorübergehende Prüfungen wären, daß ich mir Glück wünschte, die Leidende auch nur einigermaßen wieder aufgerichtet zu haben.

Jetzt bat ich sie, mir ein Lied zu spielen.

Erlaß mir meine Pflicht nur diesesmal, geliebte Auguste! sagte sie matt und mit gebrochenen Augen. Unmöglich kann ich jetzt zu einem Tone nur die Zunge heben, wie Bley liegt in den schweren Armen mir der Schlaf, und elf Uhr ist auch längst vorüber. Ich weiß nicht, wie es kömmt . . . . ich bin so schlaff auf einmal und so müde, daß ich nicht einmal einen zusammenhängenden Gedanken mehr fassen kann . . . . Besorge nur . . .

Hier entschlief sie sitzend auf dem Stuhle vor meinem Bette.

Ich beneidete das arme leidende Mädchen nicht um ihren Schlaf, denn ich fühlte, welche Wohlthat der Natur es für mein Herz seyn würde, wenn der Schlaf jetzt seinen Schmerz unterbräch. Ich ließ sie schlafen, betrachtete die liebe Scheintodte, machte mir so allerhand Betrachtungen, von denen ich nicht weiß, ob es bloßer Traum oder wirkliche Reflexionen waren, auch kann ich nicht gewiß bestimmen, ob meine Gedanken durch einen augenblicklichen Schlummer unterbrochen wurden, oder ob alles, was ich dir jetzt zu erzählen gehe, ein fortgesetzter Traum war.

Mich weckten die traurig-süßen Akkorde von Ida's Guitarre. Ich horchte, sah auf, sah sie spielen. Die Tischuhr schlug eben zwölfe, der Geister grauenvolle Stunde. Mir sträubte sich das Haar, als unsre tiefe Schloßuhr die schreckenvolle Stunde brummte. Sonst war das nie. Ich habe niemals Furcht gehabt vor Gespenstern, und seit uns Enslin die Täuschung so schön erklärt hat, nicht mehr daran geglaubt. Aber als mit der zwölften Stunde die Schlafende so mit einemmale erwachte, und einen traurigen Akkord in die schwermüthig rauschenden Saiten griff, ward

mir bange, und ich fragte etwas haſtig, ſo wie die Angſt bey vermehrten Pulſen die Worte ſchneller hervortreibt: was fällt dir ein? was willſt du ſpielen um Mitternacht? —

Laß mich doch, erwiederte ſie, und ſtand auf vom Stuhle. Das iſt zum Spiel die vortheilhafteſte Zeit. Die Menſchen ſchlafen wie die Todten, und nur die Geiſter wachen. Als wäre der Tod in dieſe Mauern eingezogen, ruhen jetzt die Helden des Degens, der Feder und des Magens als wahre Taubſtumme auf ihren Todtenbahren hingeſtreckt. Für ſie

sind die Geisterstimmen nicht hörbar. Aber du wachst ja, drum laß mich dir jetzt immer eins singen. Hörst du? *)

Die breterne Kammer
der Todten erbebt,
wenn zwölfmal den Hammer
die Mitternacht hebt.

Rasch tanzen um Gräber
und morsches Gebein,
wir luftigen Schweber
den sausenden Rein.

---

*) Im Original stand ein anderes Lied.

Aus freundlichem Glanze
schaut Luna so klar.
Sey Harfner beym Tanze
gezottete Mahr.

Laß frey uns nach Laune
den Wehrwolf schalmeyn,
des Uhu's Posaune
krächzt schrecklich darein.

Was winseln die Hunde
beym schnarchenden Herrn?
sie wittern die Runde
der Geister von fern.

Die Raben entflattern
der wüsten Abtey,

und fliehn an den Gattern
des Kirchhofs vorbey.

Wir gaukeln, wir scherzen
hinab und empor,
gleich irrenden Kerzen
auf dunstigem Moor.

Es kümmert uns wenig,
was Regen und Wind,
was Amor, der König
der Menschen beginnt.

Wo Bachus die goldnen
Pokale kredenzt,
wo Zeres, die Holde
mit Aehren sich kränzt.

Wo Plutus die Künste
der Musen belohnt;
uns Nebelgespinste
durchdämmert der Mond.

Da liegen verächtlich
die Knochen zerstreut,
die täglich und nächtlich
uns weiland kasteyt.

Noch kennt an den Zähnen
ein jeder aufs Haar
den Schädel, der Thränen
und Angst ihm gebahr.

O Herz! dessen Zauber
zur Marter uns ward,

auch du bist in tauber,
Verdumpfung erstarrt.

Tief bargst du im Düstern
gemach unser Weh,
wir Glücklichen flüstern
dir fröhlich Ade!

Was ist das für ein sonderbares Lied? Ida! was fällt dir ein, in der Geisterstunde diese fürchterliche Tanzmelodie . . .

Verzeih! sprach Ida jetzt, doch mit ganz veränderter Stimme, so tief, so hohl, als hätte zwanzig Jahre sie im Grab gelegen, mir behagt

das Lied zu dieser Stunde, und dir dächt' ich müßt es auch behagen. Das Herz, die Quelle unsrer Leiden und Entzückungen, fühlt nirgends wahren Frieden, als wenn es nicht mehr schlägt. Du bist so unglücklich, gutes Mädchen, dein Herz sehnt sich nach Liebe, und auf Erden ach! wird seine Sehnsucht nicht erfüllt. Aber tröste dich. In drey Tagen, wenn die Mittagssonne auf dein Bett in diesem Zimmer scheint, scheint sie auf deine Leiche.

Ida! welche sonderbare Sprache? . . .

Du irrst, sagte die ihr völlig ähnliche Gestalt. Ich bin nicht Ida. Nur in ihrer Gestalt hab' ich dir das Lied gespielt. Sieh, Ida schläft so sanft, sie stirbt mit dir in einer Stunde.

Mit diesen Worten trat sie zur Seite, und mit Entsetzen sah ich Ida doppelt — — — die Schlafende, und ihre Darstellerin mit der Laute . . . .

Jesus! Heiland! rief ich aus — sind der Sängerinnen zweye? —

Stille doch. Jetzt darfst du sie nicht wecken. Geduld! bald kömmt die Stunde, die mich von der angenommenen Körperlast befreyt. Seyd zufrieden, arme leidende Herzen, in dreyen Tagen habt ihr ausgerungen.

Mensch oder Geist, wer bist du? rede, gieb Antwort, von wannen kömmst du, wo wohnst du?

Schnell verwandelte sich die Darstellerin meiner Ida in eine junge Nonne in Jakobiten-Tracht. Im grauen Kloster zu —g wohne ich seit dreyzehn Jahren — dort gaben mir

die Nonnen eine enge finstre Kammer; weder Sonne noch Mond scheint hinein; aber mir ist so räumlich, so bequem, daß ichs mir nicht räumlicher wünschen mag. Nur wenn der Sturm draußen weht, so manchmal — da treibt michs fort mit unaussprechlicher Gewalt aus meiner Kammer durch alle Lüfte, weit über Berg und Seen, da wandre ich durch manches Land und manche Stadt, und kehre Nachts bey guten Leuten ein, denen ich als Sängerin ihre Herzen beruhige. —

Sonderbar genug — just sind es

dreyzehn Jahre, als meine unglückliche Tante starb, und in Nonnentracht, auf ihr Begehren, in dieses Kloster begraben wurde . . .

Mit gellendem Ton, als hört' ich meine Tante, fiel die Nonne ein, die Gräfin von *—n? — Sey geduldig Auguste. In dreyen Tagen drückt dein Herz kein Kummer mehr. Doch lebe wohl — meine Stunde ist vorüber. Sie nahm ihre Guitarre und klimperte melancholische Töne, sang, indem sie feyerlich langsam zur Thüre hinaus schritt:

Bey Glockenklang
bey Todtensang
tönt wahrer Seelenfrieden.
Hier ists so bang,
doch währts nicht lang,
sind wir von hier geschieden.

So wie sich die letzten Töne mit der Gestalt verloren, schlug hell und deutlich meine Tischuhr Eins. Ida erwachte. Sie hatte fest geschlafen, und von allem, was indessen vorgefallen war, wußte sie kein Wort; doch erzählte sie, sie habe ihren Vater im Traume erblickt, der ihr gesagt hätte: Sonnabends früh sechs Uhr werde sie wieder bey ihm seyn.

. . . Es bedeutet meinen Tod, setzte sie hinzu. Gottlob! dann bin ich alles Kummers ledig . . .

Adolf! Adolf! wenn die Prophezeihung der Nonne eintreffen — wenn ich dich nicht wiedersehen sollte — so lebe ewig wohl — leb glücklich . . . Es soll Anzeichen bey dir thun, wenn die Kunde der Nonne eintrifft . . .

XI.

Das blaue Zimmer.

Ich sprach lange mit dem Prinzen. Er wich mir aus, und doch war mir so unendlich viel daran gelegen, über seinen Seelenzustand bestimmtere Aufschlüsse zu haben. Der Liebschaft mit der Nonne erwähnte ich geflissentlich mit keiner Sylbe. Aber auf Philosophie, und vorzüglich auf

Stoizismus suchte ich die Unterhaltung zu lenken. - Unempfänglich schien er dafür; denn das weiß ich, in diese Schule taugt er nicht. Bald kam die Rede auf seinen Antipoden, den Epikurismus. Hier war er zu Hause. Ich nahm das Tempo wahr, und brachte das Gespräch in Anregung zwischen Leontium und Epikur, das ich unter dem Kissen des Sofa gefunden hatte. Er ist selbst Autor. — Es schien ihn zu pikiren, daß ich es gelesen hatte. Ich ertheilte ihm den gebührenden Beyfall; doch konnte ich nicht umhin, ihm die, wie ich glaube so ziemlich richtige Bemerkung

zu machen, daß ein werdender Regent sich wohl eines andern Studiums befleißen könne, und daß Epikur auf dem Throne eben keine gute Figur mache.

Es schien ihn zu verdrießen; allein da unsre Verhältnisse zu innig, zu brüderlich sind, als daß er sich darüber hätte äußern können, und meine Gewalt über sein Herz, meine Beredtsamkeit, die nie ihre Wirkung verfehlte, mag wohl auch hier ihre Rechte auf sein Herz geltend gemacht haben.

Obgleich das höchste Gut des Menschen in jedem System kein anderes seyn kann, als der ungehinderte Genuß seiner Kräfte; so erfodert doch die Vernunft und Erfahrung, daß man zwischen diesen Kräften unterscheide. Es giebt deren einige, welche von aller Welt als höhere betrachtet, und als solche mehr geschätzt werden. Es giebt deren andere, welche niedriger sind. Die Kraft, welche diese Gesetze des Himmels entdeckt, oder zum Wohl ganzer Nationen und Welttheile wohlthätige Entwürfe macht, und jene, welche die Speisen verdaut, oder witzige

Einfälle hervorbringt, sind doch wahrlich Kräfte von sehr ungleicher Art, und der Mensch, welcher sich bloß seiner gesunden Verdauung freut, kann unmöglich den Geist eines Sokrates, Leibnitz, Newton, oder Friedrich II. in Betreff seiner Vollkommenheit an die Seite gestellt werden. Es fragt sich daher, welche Kräfte des Menschen verdienen bey einem Verlangen nach ungehindertem Genuß vor andern in Anschlag gebracht zu werden? die niedern oder die höhern?

Durch diese Frage gewinnt der Gegenstand der Untersuchung eine an-

dere und bestimmtere Gestalt. Es fragt sich nunmehr: besteht das höchste Gut des Menschen, der ungehinderte Genuß, in einem sinnlichen oder geistigen Genusse? oder, welches einerley ist: denkt der Mensch, um zu essen, oder ißt er, um zu denken? Welches von beiden ist Zweck? Hier muß die Antwort nothwendig verschieden ausfallen, nachdem man sich den Menschen entweder als ein bloß vorübergehendes, oder als ein perennirendes Wesen denkt.

Ist der Mensch kein fortdauerndes Wesen, so kann aller geistige Ge-

nuß nichts beſſeres und edleres ſeyn, als ein Mittel, um ſein ſinnliches Daſeyn am ſicherſten und dauerhafteſten zu genießen, dieſes Erdenleben, außer welchem es kein anderes giebt, iſt ſodann der einzige und höchſte Zweck, und der Menſch denkt offenbar, um zu eſſen. Der Weiſeſte aller Menſchen kann in dieſer Vorausſetzung nichts angelegner verlangen, als einen Körper zu pflegen, auf deſſen Beſchaffenheit und Dauer alles weitere beruht.

Was dieſem erſten aller Zwecke entgegen iſt, was unſer phyſiſches

Daseyn vernichtet oder erschwert, oder seine Auflösung einen Augenblick früher beschleunigt, ist wahrhaft schädlich und bös. Es kann nichts geben, was schädlicher wäre, und es scheint unbegreiflich, wie ein Mensch an seine Vernichtung glauben, und dieses ihm unschätzbare einzige Leben für Andere, und selbst für sein Vaterland dahin geben könne.

Morto io, morto il mondo, après moi le deluge —

Oder wie sonst die Kraftsprachen der Menschen lauten, welche unverschämt

genug sind, sich allein zum Zwecke der Schöpfung zu machen. Dieses muß nothwendig der geheime Wunsch und Gedanke aller Menschen seyn, sobald ihr Daseyn in Gefahr geräth. Denn unter Büßenden auf dieser Erde verdient keiner so sehr an eine Kette gelegt zu werden, als ein Ungläubiger, welcher sein Leben wagt. Sobald dieses Leben das Einzige ist, so geht nichts über dieses Leben; und der Tod ist das größte aller Uebel. Alle Güter, welche dazu dienen, um unsre Dauer zu verlängern, oder das Leben angenehmer und erträglicher zu machen, sind sodann Güter, welche

um keinen Preis zu theuer erkauft werden. Dagegen sind Armuth, Krankheit, Schwäche und Verachtung wirkliche und sehr große Uebel; um diesen zu entgehen, muß jeder Mensch das Möglichste versuchen. Befriedige deine dringendsten Bedürfnisse, vergnüge alle deine Sinnen, und erspare dir, so viel möglich, jede unangenehme Empfindung. Dies alles mit dem glücklichsten Erfolg zu bewirken, ist die einzige wahre Weisheit des Lebens. Alles übrige ist Thorheit. Vernunft und Verstand sind allerdings Vorzüge und Güter des Menschen, aber sie sind uns ge-

geben, um zwischen gut und bös zu unterscheiden. Die Beziehungen der Dinge auf eine so empfindende Natur zu bemerken und selbst geltend zu machen, und uns der Umstände und Menschen so zu bedienen, daß letztere geneigt werden, unser Vergnügen zu befördern, oder die Werkzeuge unsrer Absichten zu seyn; um dessentwillen allein ist der Mensch ein vernünftiges Wesen, und eine vorstellende Kraft.

Dieses schließt zwar nicht nothwendig alle Mäßigung, Gerechtigkeit und Tugend aus, es giebt auch in

diesem Systeme mehr denn einen Grund, um ein ehrlicher und sogar ein wohlthätiger und gemeinnützger Mann zu seyn. Denn alle Weisheit besteht, kraft dieses Systems, in der Kunst, lange Zeit zu genießen, und nur der vermag es lange zu genießen, welcher mäßig genießt.

Die Mäßigung seiner Begierden, und die Beschränkung der Leidenschaft ist folglich auch in dem System der Sterblichkeit eine unentbehrliche Tugend, und da, wo Mäßigung ist, da fehlt es nicht an einem Grunde, auf welchen das Gebäude einer vollstän-

digen Sittenlehre aufgeführt werden kann; aber alle diese Tugend und Moral ist bey genauerer Untersuchung nichts weiter, als eine verfeinerte, verlängerte Sinnlichkeit, eine durch die Begierde nach einem längern sinnlichen Genuß abgenöthigte Tugend. Die gröbere Sinnlichkeit fällt auf diese Art allerdings hinweg, aber das epikurische verfeinerte Sinnlichkeitssystem, welches Vernunft und Tugend in Mittel umschafft, und alles Denken den körperlichen Gefühlen unterordnet, diese Art von Sinnlichkeit bleibt eine unausbleibliche Folge.

Willkühr und Eigenmächtigkeit finden auch hier eine Beschränkung, und die Gerechtigkeit und Achtung für die Rechte Anderer müssen auch in diesem System als Tugenden betrachtet werden. Aber es sind nur Tugenden, deren der Schwächere bedarf, so lange er schwach ist. Für jeden andern, welcher ungestraft ungerecht seyn kann, giebt es keine Banden, welche kräftig genug wären, seine Willkühr zu beschränken.

Es giebt noch weniger einen Grund, warum der, welcher über alle Rücksichten und Hindernisse erhaben ist,

seine Willkühr ohne Noth aus eignem Antriebe beschränken sollte. Alle Begriffe von Recht und Unrecht bleiben daher, diesem System zufolge, eitle, unbehülfliche Erfindungen der Schwächern. Sie sind die Folge einer freywilligen Entsagung und Convention, um auf diese Art die Gewalt eines Stärkern zu lähmen. Man enthält sich des Unrechts, um nicht entgegen Unrecht zu leiden, und alle Verpflichtungen zur Gerechtigkeit fällt augenblicklich hinweg, sobald der Grund die Frucht der Wiedervergeltung, hinwegfällt. Das Ideal aller Vollkommenheit ist daher in diesem System

derjenige Zustand, wo es dem Menschen möglich wird, ungestraft ungerecht zu seyn. Wer dies vermag, ist der glückselige und vollkommene Mensch.

Im System der epikureischen Sinnlichkeit kann sich allerdings unsre Vernunft auf einen sehr hohen Grad entwickeln, aber warum und wozu entwickelt sich dieser Geist? entweder um sich zu zerstreuen, und den Foltern der Langenweile zu entgehen, oder um reich, mächtig und geehrter zu werden; um folglich die Mittel zu einem ausgebreitetern sinnlichen Ge-

muß auf diesem Wege herbeyzuschaffen. Man mag sich daher im System der Weltleute oder der feinern Sinnlichkeit drehen und wenden wie man will, man mag seine Sittlichkeit und Uneigennützigkeit noch so sehr rühmen, so führt doch das letzte Resultat auf eine Entdeckung, deren sich im Grunde jeder Mensch schämen würde, wenn die Sophisterey nicht mit ihren Beschönigungsgründen zu Hülfe käme. —

Und welches ist nun dieses große Resultat? — Hört es doch, ihr

Menschen! und seyd stolz auf euern Werth.

Alle Tugend, alle Wissenschaft und Gelehrsamkeit, alles Bestreben nach Reichthum, Ehre und Macht; alle Thätigkeit der Menschen, alles was auf Erden Gutes, Großes und Gemeinnütziges geschieht,

For what can pow'r give more,
then Food and drink,
To live ad ease, and not be bound
to think?

Dryden.

demungeachtet ist die Moral der ver-

feinerten Sinnlichkeit mit ihren hundert Abstufungen und Zweigen nicht allein das System der meisten Welt- und Geschäftsleute; es ist beynahe das System aller Menschen, sobald sie handeln.

Dies ist von den ausgebreitetsten und erstaunlichsten Folgen. Dies bestimmt erstens den Charakter und die Denkart einzelner Menschen; denn dieser ist verschieden, nachdem diese oder jene Triebfedern die herrschenden sind. Und er bestimmt zweytens den Geist und Charakter ganzer Nationen und Zeitalter, und ertheilt den

Schlüssel zur Erklärung von manchen sonderbaren Erscheinungen. Denn wie, kraft einer bestimmten Leidenschaft, jeder einzelne Mensch denkt oder handelt, so werden auch ganze Nationen und Generationen handeln, wenn die Majorität der gleichzeitigen Menschen von dieser Leidenschaft mehr, als von einer andern, belebt und ergriffen wird.

Diese Triebfedern bestimmen erstens den Charakter einzelner Menschen, ihre Denkart, ihre Art sich zu benehmen, ihren gesellschaftlichen Ton. Denn jede dieser Triebfedern hat ei-

nen eignen Gesichtspunkt, eine eigne Art, die Gegenstände zu betrachten, eigne Hindernisse und Mittel, eine eigne Schätzung und Classifikation der übrigen Güter. Was dem Habsüchtigen wichtig oder gut deucht, erscheint dem ehrgeizigen oder sinnlichen Menschen in einer entgegengesetzten Gestalt. Da folglich hier ganz andre Erfahrungen gemacht, und auf einen ganz andern Zweck bezogen werden, so können auch alle übrigen nicht anders, als auf eine ganz verschiedene Art gedacht werden. Hier können aber sehr gut zwey Menschen dieselbe Handlung zu thun scheinen,

ohne daß es in der That dieselbe Handlung sey. Da haben alle Tugenden und Laster nach Verschiedenheit der Gesichtspunkte einen verschiedenen Grund. Die Handlungen, nach gewissen Wirkungen zu urtheilen, können gut und gemeinnützig, und der Geist, welcher dieses Gute thut, kann von der schlechtesten Art seyn. Da, wo eine Leidenschaft den Ton angiebt, da sind Religion, Tugend und Wahrheit nichts weiter, als Mittel zu einem leidenschaftlichen Zwecke, und werden in sofern geschätzt, oder verlieren an unsrer Achtung, sobald sie diesen entgegen sind.

Aus dieser Quelle entstehen sodann alle falschen oder Scheintugenden; welche mehr schaden, als manche offenbare Laster, weil sie weniger bemerkt und sogar nachgeahmt und bewundert werden. Dies ist es auch, was die Kirchenväter wollten, wenn sie die Tugenden der Heiden als so viele glänzende Laster verschrieen; dieses ist die Lehre von der Falschheit der menschlichen Tugenden, welche in den Werken eines La Bruyere, La Rochefoucauld, Helvetius, Bellagarde, Flechier und so vieler andern anschaulich dargestellt wird.

Aus eben dieser Ursache hat jeder Mensch so viele dringende Veranlassungen, um mißtrauisch gegen seine Tugend zu seyn, und eben darum darf es niemand befremden, wenn unser Eifer für das Gute nie oder selten die ihm eigenen Früchte hervorbringt.

Die herrschenden Triebfedern bestimmen aber auch zweytens die Moralität, den Geist und Charakter einer Nation und eines Zeitalters. Sie bestimmen sogar den Grad der jedesmaligen Aufklärung, und sind die Vorläufer und Gründe des heranna-

henden Verfalles. Denn, da die Wirkungen von ihrer Ursache nicht getrennt werden können, so müssen auch die Wirkungen von jeder Leidenschaft allgemeiner werden, sobald sie selbst als die herrschende unter den Menschen erscheint.

Da nun die leidenschaftlichen Triebfedern von ungleicher Art sind, und einige derselben als edler, andre als unedler betrachtet werden müssen; da die Sinnlichkeit und Liebe zur Bequemlichkeit zu den niedrigsten, die Eitelkeit und Habsucht zu den unedlern, und die Herrschsucht nebst dem

Ehrgeiz zu den edlern und höhern Passionen gehören; so kann es auch auf keine Art gleichgültig seyn, welche dieser Leidenschaften in einem gegebenen Zeitalter unter den Menschen die Oberhand erhalten haben.

Dies giebt einen ungleich zuverlässigern Maaßstab von dem Verfall oder der Aufnahme einer Nation oder eines Jahrhundert, als die wissenschaftliche Kultur.

Dieser Voraussetzung zufolge verfällt ein Zeitalter, in welchem sich bey dem größern Theil der Menschen die

Triebfedern seiner Handlungen verschlimmern, und die Gesichtspunkte verengen. Der Verfall der wissenschaftlichen Kultur ist dann eine spätere, sehr natürliche Folge. Ein Zeitalter wird daher blühend und eine Nation in ihrem Flor und Aufnahme seyn, so lange die Unterscheidungen ihren Werth nicht verlieren, so lang es einem vernünftigen Ehrgeiz nicht an Nahrung und Ermunterung gebricht. Dies werden die Zeiten großer Thaten und außerordentlicher Menschen seyn.

Es wird zwar in solchen Zeiten

nicht an Stolz und Eigenliebe fehlen; aber in den Gedanken und Entwürfen des Ehrgeizigen, so lange der Ehrgeiz nicht in Eitelkeit ausartet, wird immer etwas Großes und Gemeinnütziges seyn, welches Achtung verdient, und man vermag nicht nach wahrer Ehre zu streben, ohne vorzügliche Talente und große Eigenschaften zu besitzen. Der, welcher im ächten Sinne ehrgeizig ist, muß seiner Leidenschaft manches Opfer bringen, manche niedrige Begierde schlachten. Der Geschmack an sinnlicher Lust würde, wenn er die Herrscherrolle in seiner Seele übernähm, ein

Hinderniß seiner Absichten werden. Die Freuden der Sinne können daher nie der Zweck seyn, welchen ein Geist, der im gesegneten Andenken der Menschen zu leben gedenkt, sich zum nächsten Ziel seiner Wünsche und Begierden macht.

Im Gegentheile, sobald der Gesichts-Punkt sich verändert, sobald jeder nur für sich denkt, der Gemeingeist sich vermindert, wenn jeder, gleichgültig gegen das Allgemeine, Schätze häuft und sich in der Sinnlichkeit verliert, wenn die Begierde, die sinnlichen Freuden des

Lebens zu genießen, sich aller Stände bemächtigt, wenn die Eitelkeit den Ton angiebt und jeder nur scheinen, glänzen, sich durch Titel, Rang, durch die äußerliche Pracht, Kleider und Equipage und andere Nichtswürdigkeiten unterscheiden will, dann verfällt ein solches Zeitalter, und der Verfall eilt mit Riesenschritten herbey, sobald Wuchergeist und Habsucht ihren gesammelten Vorrath verzehren, und sich in der Schwelgerey und Sinnlichkeit verlieren. Dies ist der Fall, sobald sich die Reichthümer vermehren, und die Begierde zu erwerben und Schätze zu häufen sich

des größern Theils der Menschen bemächtigt. Tugend und Ehre sind in solchen Zeiten nichts weiter als leere Namen, und jeder, welcher sich damit noch fernerhin befassen wollte, kann nicht anders als lächerlich erscheinen. Alle Würden und Ehrenstellen werden in solchen Zeiten nur in sofern gesucht, als sie den Genuß erleichtern und vermehren. Der sinnliche Genuß wird von nun an das letzte Ziel aller Thätigkeit; alles, was unternommen werden soll, wird nach dem Ertrag und Geldeswerth berechnet.

Ganz andre Wirkungen erscheinen im Gegentheil, wenn die Begierde nach einem höhern Grade von Einfluß und Macht sich der Menschen bemächtigt, ergreift dieser Wunsch alle Stände, so ist nicht allein der Verfall, sondern die Anarchie und der Umsturz aller bestehenden Ordnung, das was zunächst bevorsteht. Sind aber deren, welche nach einer ausgedehntern Gewalt streben, nur einige, sind es die, in deren Händen sich schon ein Theil der öffentlichen Gewalt befindet — die Geistlichkeit oder der Adel, die Großen eines Reichs, oder das Haus der

Gemeinen — so entsteht daraus ein Machtwechsel oder Veränderung in der Verfassung, welche dahin abzwecken kann, das Willkührliche in der Staatsverwaltung zu beschränken.

Dieses alles sollte hinlänglich beweisen, daß es auf keine Art gleichgültig sey, welche Triebfedern in jedem Zeitalter die allgemeinherrschenden sind.

Nichts verdient daher so sehr die Aufmerksamkeit einer wachsamen und vernünftigen Regierung, als die jedesmalige Stimmung der Zeitgenos-

sen, als zu wissen, wohin eigentlich der Strom der Zeiten treibt. Diese Einsicht wird zwar nicht immer den Uebergang verhindern, aber sie wird ihn zuverlässig da, wo er nicht verhindert werden kann, erleichtern und unschädlicher machen.

Daß aber manche Regierungen diese Kenntniß größtentheils vernachlässigen, erscheint theils aus den Folgen und Wirkungen, welche erscheinen, theils aus den Mitteln, deren man sich bedienen will, um gewissen Uebeln zu steuern. Es erscheint noch deutlicher daraus, daß man dann erst

an die Vorkehrungen denkt, wo man sich die Gegenwart des Uebels nicht weiter verbergen kann, wo folglich alle Anstalten zu spät kommen.

Ich nenne die Regierung weise, welche den Gang der Dinge zum voraus bestimmen kann, auf ein Jahrhundert voraus, und weiter, als ihre Untergebenen sieht, die Ursachen kennt, das Große in dem Kleinen entdecken kann, und sich auf die Zeichen versteht.

Wie vermag eine Regierung andere zu retten, deren Dauer selbst be-

droht wird? Wie kann in Zeiten, wo das Verderben allgemein ist, eine Regierung sich schmeicheln, daß sie allein der unergriffene Theil sey? Durch welche Reskripte, durch welche Menschen will sie dem Verderben steuern, wenn die, derer Mitwirkung sie sich bedienen will, bey dem allgemeinen Verderben zu gewinnen glauben? Durch welche Vorstellungen will sie auf solche Menschen wirken, wenn alles, was ehedem heilig und ehrwürdig war, was über ein niedrigeres Interesse den Geist erheben kann, ihren Untergebenen als thörigt und lächerlich erscheint? In solchen Zei-

ten entsteht zwar bey dem vernünftigern Theile der Menschen das Bedürfniß nach höhern Grundsätzen; man erkennt ihren Werth, und glaubt einzusehn, daß auf diesem Wege geholfen werden könnte; aber es hält schwer, und kann noch weniger mit einemmale geschehen, daß ihr zu tief gesunkenes Ansehen und Einfluß wieder hergestellt werde.

Es bleibt daher nichts übrig, als die Folgen seiner frühern Fahrlässigkeit zu erdulden, geduldig abzuwarten, was erfolgen werde, und für die Zukunft vorsichtiger zu werden. Denn

das unzuverlässigste aller Mittel würde der Zwang seyn, welcher nie die Gesinnungen veredelt, und zu allen Zeiten nichts weiter als Heuchler hervorgebracht hat.

XII.

Fortsetzung.

Und es giebt mehr denn einen Menschen, welcher nach stoischen Grundsätzen, oder auch nach den Grundsätzen der christlichen Moral, auf das vollkommenste zu handeln glaubt, und bey genauer Untersuchung nicht das Schlimmste seyn würde, wenn er als ein ächter epikurei-

bestrebt, durch seine Thaten entweder die Zukunft und längere Fortdauer läugne, oder in Betreff dieses Gegenstandes mit sich selbst nicht einig sey. Wir können zuverlässig annehmen, daß ein solcher Mensch das Beste nicht aus den besten Absichten unternehme, daß folglich seine Moralität auf sehr wandelbaren Gründen beruhe. —

(Ende des ersten Theils.)

Digitized by Google

Der Krokodill;

oder:

die letzten Schicksale der Menschen und Staaten.

Eine

prophetisch-romantische Vision

vom Verfasser des

Napolion Bonaparte und das französische Volk.

Aus den Zeichen der Zeit und ihrem Spiegel — der Weltgeschichte.

Zweyter und letzter Band.

London, 1806.

Digitized by Google

I.

Fragment eines Briefes.

Gott mag es wissen, Duka! was man aus Ihnen gemacht hat, sagte ich zum jungen Herzog, als ich endlich das lange mir entsetzliche Stillschweigen brach, das wir seit zwey fürchterlichen Stunden gehalten hatten, und während dem er beständig

vom Sofa, das seit meiner Anwesenheit er keine Minute verlassen hatte, in einem weg auf den Boden starrte, als sollte er sich öfnen, und Geister aus ihm hervortreten. Es ging stark auf zwölfe um Mitternacht, und mir fing ernstlich an, um ihn zu bangen.

Jetzt stand er feierlich auf — und sagte feierlich: Freund! wenn noch einige Rechte der heiligen Freundschaft auf uns wirken sollen, so dringen Sie nicht weiter in ein furchtbares Geheimniß, das — wollte ich nur einen Laut verrathen — mich und Sie auf ewig unglücklich

machen würde. — Es giebt eine Ewigkeit — es giebt einen Gott — es giebt Zusammenhang gewisser Dinge in der Natur, sagt der Dänen-Prinz, die unsre eitle Philosophie nicht zusammenreimen kann —, und wahrlich! nie hab' ich bestimmter gefühlt, wie sehr Shakspeare Recht hat, als eben jetzt. Wenn Sie mich ernstlich lieben, so thun Sie mir die Freundschaft, und brechen ab — —

Duka! Duka! noch einmal: bey unserm Bunde — bey der geheiligten Zahl — wenn ich jemals deinem Herzen lieb und theuer war, wenn je der

Freundschaft heiligste Verhältnisse walteten zwischen mir und dir — ach dann — dann brich das fürchterliche Schweigen. Zeige mir nicht immer den Herzog, der stumm seine Leute vorübergeht, ihnen durch Winke Befehle ertheilt, und dann einsam und trauernd, keines Menschen Freund, sich in sein Zimmer verschließt. — Ach sonst brauchte ich mich nicht so in dein Herz zu schwatzen, zu betteln — aber freilich — die Zeiten sind vorüber. —

Du thust mir sehr wehe, Adolf! sagte er endlich gerührt — glaube

nicht, daß ich jemals aufhören werde, dein Freund zu seyn — aber eben um dieser Freundschaft willen bitte ich dich, laß ab in mich zu dringen — ach! wenn du wüßtest...

Kann eine schrecklichere Erfahrung mir wohl werden?

Ach könnte ich dir sagen, welche Bande mich fesseln?

Welche Bande können einen Fürsten vom Busen des Freundes reißen? und giebt es heiligere, als jene der Liebe und Freundschaft? —

Ich grolle dir nicht Adolf, sagte er: drückte meine Hand, und ging nach der Thüre. Gute Nacht, sagte er, und verschwand.

Es ist weit gekommen, seufzte ich, und verließ den Pallast.

Seit dieser traurigen Zusammenkunft verging eine geraume Zeit, daß ich ihn sah. Er war selten für mich zu Hause.

Sie kennen den Herzog von sonst, kennen seine warme Anhänglichkeit an mich. Aber Sie würden ihn, lie-

ber Graf, wären Sie vor einiger Zeit hier gewesen, schwerlich wieder erkannt haben, so unähnlich ist er sich selbst geworden. Seit jener ernsten Szene wird nun wieder ein Monat verflossen seyn, daß ich einen tiefen Trübsinn an ihm wahrnahm, welcher mich um so mehr befremdete, weil er mir die Ursache davon verheelte, theils weil dieser Mangel an Zutrau'n mich schmerzte, theils weil ich vermuthete, daß die Nebel seines Geistes sich bald von selbst wieder zerstreuen würden, überließ ich den Herzog sich selbst, aber dadurch wurde das Uebel nur ärger. Ich mußte

mich seiner wie ein Starker, Gewappneter bemächtigen, und mich mit ihm in einen Strom von Zerstreuungen stürzen, um ihn wieder zu sich selbst zu bringen. Aber es währte leider nicht länger, als eine Woche, so verdunkelte sich seine kaum erheiterte Stirn von neuem, und das Ungewitter, welches sich jetzt zusammenzog, schien weit drohender und gefährlicher, als das erstere.

Meine Versuche, dasselbe unschädlich vorüberzuleiten, schlugen alle fehl, weil die Zauberkraft der Freundschaft

ihre Wirkung auf ihn zu verlieren anfing.

Mit Verwunderung und Traurigkeit ward ich gewahr, daß er sich in eben dem Maaße vor mir zurückzog, als ich mich ihm zu nähern suchte.

Dieses ging in kurzer Zeit so weit, daß er meinen Umgang mit einer Art von Aengstlichkeit vermied.

Ich untersuchte alle meine Worte und Handlungen, deren ich mich zu erinnern vermochte, mit richterlicher Strenge; allein ich fand in beiden

nichts, was ihn nur hätte verdrießlich machen, vielweniger beleidigen können.

Ich beschloß, mich mit Gewalt an ihn zu drängen, um die Ursache dieses Betragens auszuholen, aber es war ihm nicht beyzukommen. So oft ich ihn jetzt besuchen wollte, erlaubten ihm entweder dringende Staatsgeschäfte nicht, mich zu sprechen, oder er war von lästigen Zeugen umgeben. Sonst boten mir Jagd, Spatziergänge oder Theater Gelegenheit dar, ihn allein zu sprechen; jetzt vermied er entweder diese Unterhaltungen, oder

wenn er sie auf keine schickliche Art ablehnen konnte, so verschanzte er sich dabey mit Gesellschaft, die mir jede vertraute Unterredung unmöglich machte. Es gelang mir zwar ein paarmal, ihn bey öffentlichen Festen auf die Seite zu ziehen; allein er wich theils meinen Fragen durch Absprünge aus, theils schützte er hypochondrische Anfälle zur Entschuldigung seines Betragens vor.

Indessen schien etwas Wahres darin zu liegen, denn seine sonst blühenden Wangen waren mit Fieberblässe überzogen, und die Schwer-

muth verzehrte nicht nur seine Munterkeit, sondern auch seine Gesundheit.

Mit Bestürzung nahm der Hof diese Veränderung wahr, und erschöpfte sich in Vermuthungen über den geheimen Grund derselben. Ich fing den letztern in einer Unglücklichen aufzusuchen an. Vielleicht, dachte ich, sind ohne mein Wissen unsre Herzen auf einen schönen Gegenstand zusammengetroffen, denn von der Liebschaft mit der unglücklichen Nonne war alles still, vielleicht will der Prinz dem auf seine Kosten begünstigten Liebha-

ber nur seinen Gram und Unwillen sichtbar werden lassen, ohne ihn eines demüthigenden Geständnisses zu würdigen. Doch diese Vermuthung wurde bald durch eine andre Bemerkung entkräftet.

Immer aufmerksam auf sein Betragen, glaubte ich aus kleinen unwillkührlichen Aeußerungen wahrzunehmen, daß sein Wohlwollen gegen mich nicht erloschen, sondern nur irre geleitet, sein Kaltsinn gegen mich nur erkünstelt, und seine Verstellung mit einem harten innern Kampfe begleitet wäre, daß sein Kopf mit seinem

Herzen uneinig, ihn zurückhielt, mich eine Zuneigung, die das Letztere noch immer im Stillen nährte, fühlen zu lassen. Aber die erste Quelle dieses unseligen Verhältnisses konnte ich nicht ergründen.

So viel war gewiß, daß zwischen uns beiden eine unsichtbare mächtige Hand walte, die den Fürsten zurückstieß, und mich von ihm wegdrängte, wenn wir uns einander nähern wollten.

Aber der Thäter selbst war in Wolken gehüllt, die ihn meinen forschenden Blicken entzogen.

Das Drückende meiner Lage wurde mir unerträglich. Ich beschloß, mich aus diesem Zustande der Ungewißheit zu reißen, wenn es gleich auf Kosten der Etikette und der Höflichkeit geschehen sollte, mit dem festen Vorhaben, den Herzog einsam auf seinem Zimmer zu überraschen, ersuchte ich den ersten Kammerherrn, der auf meiner Seite war, mir melden zu lassen, wenn sich derselbe allein befänd.

Schon am andern Morgen erfüllte der Kammerherr meine Bitte, und ich trat augenblicklich ein.

Bestürzung, Verlegenheit drückten die Mienen und Worte aus, womit der Herzog mich empfing.

Ich komme Prinz! sagte ich, für die glücklichen Tage, die ich vormals an Ihrem Hofe genoß, zu danken, und Sie von einem nunmehr überlästigen Gaste zu befreyn; ich komme von Ihnen Abschied zu nehmen.

Diese Anrede kam ihm noch unerwarteter, als mein Eintritt. Er sah mich mit starren Augen an.

Ich hoffte, fuhr ich fort, Ihnen

mit dieſer Nachricht Freude zu machen, aber Ihr Geſicht ſagt nichts davon.

Warum Freude? erwiederte er mit erzwungener Faſſung. Es thut mir vielmehr leid, daß Sie nichts mehr an meinem Hofe finden, was Sie hier feſſeln kann. Auguſte iſt freylich dahin —

Nichts, ſeitdem ich ſie verloren habe.

Nicht? fragte er mit ſcheinbarer Verwunderung.

Prinz, der ganze Hof weiß es, und Sie fragen noch?

Der Hof weiß gewöhnlich mehr, als ich.

Und Sie wären noch derselbe? und ich wär Ihnen noch derselbe, der ich vorhin war? Unmöglich? Warum mieden Sie mich allenthalben? warum stießen Sie mich zurück, so oft ich Ihnen mit ausgebreiteten Armen entgegenkam?

Eine unselige Laune, die mich eine Zeit beherrscht . . .

Sie wollen meiner Frage aus-weichen?

Ich bot ihm die Hand zum Abschiede. Leben Sie wohl.

Warum eilen Sie denn so? Ihre Reise wird ja nicht so dringend seyn, daß sie nicht noch einige Tage abwarten könnten.

Keinen Tag. Ich will nicht das Mährchen des Hofes und der Stadt seyn. Aber wissen möchte ich, ehe ich Sie verlasse, ob Sie ohne Groll von mir scheiden?

Sie haben mich nicht beleidigt.

Nun bey Gott! und Sie können so ausgesucht mich quälen?

Wenn ich Ihnen wehe gethan habe, so vergeben Sie mir. Es war nicht mein Wille.

Er drückte mir die Hand.

In diesen Worten und diesem Händedruck erkenne ich Sie wieder. O es waren schöne Tage, die wir mit einander verlebten. Eigennutz und Politik — die gewöhnlichen

Freundschaftsbande der Großen — hatten an unsrer Eintracht keinen Antheil.

So rein und harmonisch durften selten zwey Fürstenherzen zusammenschlagen, als die unsrigen. Wir werden beide vergebens ein zweytes Herz suchen, das unsern zerrissenen Bund ersetzt.

Der Herzog schien heftig bewegt.

Ich fuhr fort:

Nein! es giebt keine Freundschaft mehr; ich habe den Glauben daran

aufgegeben, seitdem ich die Ihrige verloren habe.

Und warum verloren?

Vergebens forsch ich in meinen leisesten Gedanken, und finde keinen, der es nicht wagen dürfte, öffentlich vor Ihnen zu erscheinen. Mit dem Bewußtseyn eines schuldfreyen Mannes fodre ich Sie auf, mich des kleinsten Fehltrittes gegen die Pflichten der Freundschaft zu zeihen. Was hat Sie also bestimmt, meiner Offenheit Verschlossenheit, Kaltsinn meiner Liebe entgegenzusetzen? nur einen

Laut, einen Wink: was konnte Sie zu einem so unnatürlichen Betragen verleiten?

O darin haben Sie recht — die Ursache ist etwas sehr Unnatürliches.

Erschrocken sah er sich im Zimmer um, wie einer, dem ein wichtiges Geheimniß entfahren ist.

Was sagten Sie? — was ist Ihnen?

Nicht weiter! ich beschwöre Sie:

Fragen Sie nicht weiter. Verlassen Sie mich.

Ich verlasse Sie nicht. Es ist nicht Neugierde, es ist Liebe, die mich auffodert: Sie um Aufrichtigkeit und Mittheilung zu bitten. Ich kann es nicht länger ansehen, daß ein Geheimniß, welches in Ihrem Busen brütet, gleich einem giftigen Wurme Ihre Kräfte aussaugt und Ihre Blüthen verwelken macht. Nennen sie mir den Elenden, den Verräther, der Ihnen die Ruhe des Herzens und mir Ihre Liebe gestohlen hat.

Sie irren. Eben meine Liebe ist die Quelle meiner Unruhe. Die Freundschaft zu Ihnen, welche ich nur mühsam verbergen, aber nicht unterdrücken kann, ist mein Verbrechen, und der Kampf, den es mich kostet, Sie zu fliehen, ist die Ursache meiner Krankheit. Ich habe Ihnen schon zu viel gesagt — verlassen Sie mich.

Unglücklicher! in welche Hände sind Sie gerathen! Wer darf sich erkühnen, dem Ersten des Staates Gesetze vorzuschreiben: wen er lieben und hassen soll? Wer darf die Frey-

heit Ihres Herzens, eine Freyheit, die dem Geringsten Ihrer Unterthanen unbenommen ist, mit despotischen Fesseln umstricken?

O stille! wir werden von unsichtbaren Ohren belauscht.

In welcher Erniedrigung, Prinz! erblicke ich Sie zum erstenmale? Von Verräthern und Spionen umgeben, zittert der Mann, welcher in seinen Händen die zermalmenden Donner der Herrschaft führt.

Ihr Verdacht schweift auf einer

falschen Fährte. Mich wird kein Mensch je zittern machen; aber die Donner meiner Macht reichen nicht in jene Welt hinüber.

Sie sprechen immer dunkler und räthselhafter. —

Darum verlassen Sie mich.

Mit zerrissenem Herzen nehme ich von Ihnen Abschied. — Aber, so lange unsere Gesinnungen sich über einen gewissen Punkt nicht vereinigen können, darf keine fernere Ge-

meinschaft zwischen uns bestehen. . .

. . . —

Und dieser Punkt? . . . .

II.

Der Schatten. Fragment aus dem Traume eines Geisterse-hers.

Frieden und Glück sagte der Genius, kommen auf den herab, der die Gerechtigkeit übt! Jüngling, da dein Herz redlich die Wahrheit sucht, da deine Augen sie noch durch die Binde der Vorurtheile erkennen kön-

nen, so soll deine Bitte nicht vergebens seyn. Ich werde deinen Blicken diese Wahrheit darlegen, die du anrufst; ich werde deine Vernunft diese Weisheit lehren, die du auffoderst; ich werde die Weisheit der Gräber und die Wissenschaften von Jahrhunderten dir enthüllen. —

Er nahte sich mir, und legte mir die Hand auf den Kopf: Richte dich auf, Sterblicher! sprach er, und mache deine Sinnen von dem Staube los, worinn du kriegst.

Und plötzlich, wie von einem

himmlischen Feuer durchdrungen, schienen mir die Bande, die uns hier fesseln, sich aufzulösen und gleich einem leichten Dunste, durch den Flug des Genius fortgerissen, fühlte ich mich in höhere Regionen versetzt.

Hier nahm ich aus dem höchsten der Lufthimmel, indem ich meine Blicke auf die Erde senkte, eine neue Szene wahr.

Unter meinen Füßen, im Raume schwimmend, zeigte ein Himmelskörper, gleich dem Monde, aber nicht so groß und leuchtend, mir eine sel-

ner Flächen, und diese Fläche hatte das Ansehn einer mit großen Flecken besäeten Scheibe: die einen weißlich und trübe, die andern braun, grün oder grau.

Ich suchte herauszubringen, was dieses für Flecken wären, als der Genius mir sagte: Mensch, der du Wahrheit suchst, erkennst du diesen Anblick?

O Genius, antwortete ich, wenn ich nicht auf jener Seite den Mond sähe, so würde ich diesen Körper dafür halten; denn er gleicht jenem

Planeten im Schatten einer Mondfinsterniß durchs Teleskop betrachtet. Man würde sagen, daß diese verschiedenen Flecken Seen und Länder wären.

Ja, sagte er mir, es sind Seen und Länder — der Halbkugel, die du bewohnst.

Wie? rief ich, das wäre diese Erde, auf der die Sterblichen leben? —

Ja, antwortete er, dieser trübe Raum, der unregelmäßig einen grossen Theil der Scheibe einnimmt,

und sie fast von allen Seiten umgrenzt, ist, was ihr das große Weltmeer nennt, das sich vom Südpol bis zum Aequator erstreckt; zuerst den großen Meerbusen von Indien und Afrika bildet, dann sich durch die malaischen Inseln hin ostwestlich bis an die Grenzen der Tartarey hinauf zieht, während es ostwärts das feste Land von Afrika und Europa bis zum nördlichen Asien einschließt.

Diese Halbinsel in Form eines Vierecks zu unsern Füßen ist das dürre Land der Araber. Dieses große

Land zur Linken, im Innern beynah eben so kahl, und nur an den Ufern grün, ist der verbrannte Erdstrich, den die schwarzen Menschen bewohnen.

Nördlich, jenseit eines unregelmäßigen, langen schmalen Meeres, liegen die Länder von Europa, reich an Wiesen und angebauten Feldern; rechts vom kaspischen Meere erstrecken sich die mit Schnee bedeckten kahlen Ebnen der Tartarey. Dieser weißliche Raum hieherwärts ist die lange traurige Wüste Kobi, welche China von der übrigen Welt trennt.

Du siehst dieses Reich in dem gefurchten Erdboden, das unter einer schiefgekrümmten Fläche sich unsern Blicken entzieht. Diese Erdzungen und zerstreut liegenden Punkte an diesen Küsten sind die Halbinseln und Inseln der malaischen Völker, der traurigen Besitzer von Rauchwerk und Gewürzen. Dieses Dreyeck, das sich weit ins Meer erstreckt, ist die zu berühmte Halbinsel Indien. Du siehst den gekrümmten Lauf des Ganges, die rauhen Gebirge von Thibet, das glückliche Thal von Kaschemire, die Sandsteppen Persiens, die Flüsse Euphrat und Tigris, das eingeschlos-

sene Bette des Jordans und die Kanäle des einsamen Nils.

O Genius! sagte ich, ihn unterbrechend, der Blick eines Sterblichen reicht nicht bis zu diesen Gegenständen in solcher Ferne.

Alsobald berührte er mein Gesicht. Meine Augen sahen heller, als die Augen des Adlers, und doch schienen mir die Flüsse nur krumme Streifen, die Berge nur Furchen, und die Städte nur kleine Figuren, gleich Feldern auf einem Schachbrete zu seyn.

Der Genius zeigte mit dem Finger auf die Gegenstände, und beschrieb sie mir näher.

Diese Klumpen, sagte er, die du in jenem, vom Nil durchwässerten Thale wahrnimmst, sind die Ueberreste blühender Städte, worauf das alte Königreich Aethiopien stolz war.

Siehe hier die Ueberreste seiner Hauptstadt Theben mit hundert Pallästen, die Urmutter der Städte, das Denkmal eines wunderbaren Geschicks. Hier entdeckte ein jetzt vergessenes Volk zu einer Zeit, wo alle

andre Völker Barbaren waren, die Elemente der Wissenschaften und Künste, und ein Geschlecht von Menschen, jetzt der Auswurf der Menschheit, weil sie krauses Haar und eine schwarze Haut haben, gründete die bürgerlichen und Religionssysteme, die noch über die ganze Welt regieren, auf das Studium der Gesetze der Natur. Diese grauen Punkte, tiefer unten, sind die Pyramiden, deren Masse dich in Erstaunen gesetzt hat. Diese Küste, vom Meer und einer Kette enger Gebirge eingeschlossen, war der Aufenthalt der phönizischen Völker: hier standen die mächs

tigen Städte Tyrus und Sydon, Askalon, Gäza und Baruth. Dieser Wasserstreif ohne Ausgang ist der Jordan, und diese unfruchtbaren Felsen waren vormals der Schauplatz von Begebenheiten, welche die ganze Welt erfüllten, Siehe hier die Wüste Horeb und diesen Berg Sinai, wo ein tiefsehender, kühner Mann, durch Mittel, welche der gemeine Verstand nicht faßte, Satzungen gründete, die auf das ganze Menschengeschlecht Einfluß gehabt haben. Hier auf diesem dürren Gestade siehst du keine Spuren von Pracht mehr, und doch war hier ein Magazin von Reich-

thümern. Hier waren diese idumäischen Häfen, von wo aus die phönizischen und jüdischen Flotten längs der Halbinsel Arabien hinseegelten, und sich in den persianischen Meerbusen begaben, um die Perlen von Hevila und das Gold von Saba und Ophir einzuladen. Ja, hier an dieser Küste von Oman und Baharain, die der Sitz dieses Handels des Luxus war, der das Schicksal der alten Völker bestimmte; hier holte man die Gewürze und köstlichen Steine von Ceylan, die Gürtel von Kachemire, die Diamanten von Golkonde, das Ambra von den maldivischen Ins-

seln, den Bisam von Tibet, den Aloe von Cochin, die Affen und Pfauen von Indien, den Weihrauch von Hadramuth, die Myrrhe, das Silber, Goldpulver und Elfenbein von Afrika. Von hier aus wurden diese Wohlgenüsse auf Egyptischen und Syrischen Schiffen bald durchs rothe Meer geführt, und brachten die Städte Theben, Sidon Memphis und Jerusalem nach einander empor, bald gingen sie den Tigris und den Euphart wieder hinauf, und feuerten die Thätigkeit der Assyrischen, Medischen, Chaldäischen und Persischen Nationen an; diese Reichthümer, je

nachdem sie weise gebraucht oder gemißbraucht wurden, erweiterten die Herrschaft der Völker, oder stürzten sie um. Siehe hier die Städte des prächtigen Persepolis, dessen Säulen du wahrnimmst; von Litabana, dessen siebenfache Mauer zerstört ist; von Babylon, das nur noch Schutthaufen aufzuweisen hat; von Ninive, dessen Namen kaum noch gekannt wird; von Thapsanun, Anathot, Gerra und von diesem verheerten Palmyra. O unvergängliche Namen! berühmte Felder, ewig merkwürdige Länder! welche erhabne Lehren bietet euer Anblick dar! vie viele tiefe Wahr-

heiten sind auf der Oberfläche dieser Erde eingeschrieben! Angedenken vergangener Zeiten, kehre in meine Erinnerung zurück! Oerter, die ihr von dem Leben des Menschen in so vielen verschiedenen Zeitaltern zeuget, ruft mir die Veränderungen seines Schicksals wiederum vor! Lehrt mich die Triebfedern und Grundursachen davon kennen. Sagt, aus welchen Quellen er Glück und Unglück schöpfte! Enthüllet ihm selbst die Ursachen seiner Uebel! Verbesserts je durch den Anblick seiner Verirrungen! Lehrt ihn seine eigene Weisheit, und möge die Erfahrung vergangener Zeiten für ge-

genwärtige und künftige Geschlechter ein unterrichtendes Gemälde, und ein Keim des Glücks werden.

Ich habe es dir gesagt, Freund der Wahrheit! vergebens schreibt der Mensch verborgnen und eingebildeten Wirkungen seine Unfälle zu; vergebens sucht er geheimnißvolle und fremde Ursachen zu seinen Uebeln. Ohne Zweifel ist in der allgemeinen Ordnung des Weltalls sein Stand Unbequemlichkeiten unterworfen; ohne Zweifel wird seine Existenz durch höhere Kräfte regiert: allein diese Kräfte sind weder Beschlüsse eines blinden Schick-

fals, noch Launen phantastischer, eigensinniger Wesen. Gleich der Welt, von der er einen Theil ausmacht, wird der Mensch durch natürliche, in ihrem Laufe regelmäßige, in ihren Wirkungen zusammenhängende und in ihrem Wesen unbewegliche Gesetze regiert.

Diese Gesetze, die gemeinschaftliche Quelle vom Guten und Bösen, sind nicht fern in den Gestirnen geschrieben, oder in mysterieusen Gesetzbüchern verhüllt! Mit der Natur irrdischer Wesen verbunden, ihrer Existenz einverleibet, sind sie zu allen Zeiten, an allen Orten dem Menschen gegen-

wärtig; sie wirken auf seine Sinne, warnen seinen Verstand, und führen Strafe und Belohnung für jede Handlung mit sich. Möchte der Mensch mit diesem Gesetze bekannt seyn! Möchte er die Natur der ihn umgebenden Wesen, und seine eigne begreifen, so würde er die Urheber seines Geschicks kennen, er würde wissen, was die Ursachen seiner Uebel sind, und was für Mittel er dagegen anwenden kann!

Als die geheime Macht, die das Universum beseelt, den Erdball bildete, den der Mensch bewohnt, ver-

leibte sie den Dingen, woraus er besteht, wesentliche Eigenschaften ein, welche die Regel ihrer individuellen Bewegungen, das Band ihrer gegenseitigen Beziehungen, die Ursache der Harmonie des Ganzen wurden. Sie gründete dadurch eine regelmäßige Ordnung von Ursachen und Wirkungen, von Grundursachen und Folgen, die unter dem Anschein des Zufalls, das Universum regiert, und das Gleichgewicht in der Welt erhält. Sie eignete dem Feuer Bewegung und Thätigkeit; der Luft Elastizität; der Materie Schwere und Consistenz zu; sie machte die

Luft leichter als das Wasser; das Metall schwerer als die Erde; das Holz weniger dicht als den Stahl; sie befahl der Flamme, empor zu steigen; dem Steine, herab zu stürzen; der Pflanze zu wachsen; dem Menschen, den sie der Einwirkung so vieler verschiedenen Dinge aussetzen, und dennoch sein gebrechliches Leben erhalten wollte, die Fähigkeit zu empfinden. Vermöge dieser Fähigkeit erregt ihm jede, seiner Existenz schädliche Handlung eine Empfindung von Uebel und Schmerz, und jede ihr zuträgliche Handlung ein Gefühl von Vergnügen und Wohlbehagen. Durch

diese Empfindungen wird der Mensch von seiner Seite von dem, was seinen Sinnen unangenehm ist, zurückgestoßen, und von der andern zu dem, was ihm schmeichelt, hingezogen, in die Nothwendigkeit gesetzt, sein Leben zu lieben und zu erhalten. Selbstliebe, Verlangen nach Wohlbefinden, Abneigung vor Schmerzen, das sind die wesentlichen von der Natur selbst dem Menschen auferlegten, ursprünglichen Gesetze; die Gesetze, welche die anordnende Macht, wer sie auch sey, gegründet hat, um ihn zu regieren; diese Gesetze sind es, die, gleich den Gesetzen der Be-

wegung in der physischen Welt, das einfache und fruchtbare Prinzip von allem, was in der moralischen Welt vorgehet, geworden sind.

So ist also der Stand des Menschen beschaffen! Von einer Seite der Einwirkung der ihn umgebenden Elemente ausgesetzt, ist er vielen unvermeidlichen Uebeln unterworfen, und wenn in diesem Rathschlusse die Natur sich strenge bewiesen hat, so hat sie von der andern Seite gerecht, und sogar nachsichtig, nicht nur diese Uebel durch ähnliche Wohlthaten gemildert, sondern auch den Menschen

die Macht verliehn, diese zu vermehren und jene zu versüßen. Sie scheint ihm gesagt zu haben: „Schwaches Werkzeug meiner Hände, ich bin dir nichts schuldig, und gebe dir das Leben. Die Welt, worein ich dich setzte, war nicht für dich gemacht, und doch bewillige ich dir den Gebrauch davon; du wirst sie mit Gutem und Bösem vermischt finden; es liegt dir ob, beides zu unterscheiden, und deine Schritte auf blumigte, oder dornigte Pfade zu lenken. Sey der Werkmeister deines Schicksals; ich gebe es in deine Hände.“ — Ja, der Mensch ist der Werkmeister sei-

nes Schicksals geworden; er selbst hat den Umsturz oder das Emporkommen seines Glücks geschaffen, und wenn er beym Anblick so vieler Schmerzen, womit sein Leben gefoltert ward, Ursache hat, über seine Schwachheit oder Unbesonnenheit zu seufzen, indem er erwägt, aus welchen Quellen sie entsprang, und bis zu welcher Höhe er sich emporheben konnte, so hat er vielleicht noch mehr Recht, auf seine sich etwas zu Gute zu thun, und stolz auf seine Geisteskräfte zu seyn.

III.

Aufschlüsse.

Diesen sonderbaren Traum hatte ich in der Nacht, als ich auf die wichtige Entdeckung der Ursache des sonderbaren Betragens des Herzogs gekommen war.

Nein! nein, es ist nicht möglich rief ich zu wiederholtenmalen aus.

sobald ich auf meinem Zimmer allein war, daß ein vernünftiger Mensch, ein Mann von so-viel Lebensklugheit, zu solch einem methodischen Narren herabsinken konnte, um das tolle Zeug zu glauben, wobey jeder angehende Philosoph, der nur ein halbes Jahr Logik und Seelenlehre gehört hat, laut auf lachen muß, und Gaunern in die Hände zu fallen, von denen er so solenn geprellt wird, wie hier! Nein! nein! es ist nicht der Herzog selbst, er ist verreist, gestorben, schläft, und der Teufel hat irgend einem Alltagsnarren seine Gestalt geborgt, mich und jene

zu täuschen, die ihn täuschen wollen. Oder — er war es selbst — er ist es selbst — oder er will die Betrüger selbst in ihre Falle locken. — Aber dann, wozu das verfluchte, das unverzeihliche Spiel mit mir, seinem vertrautesten Freunde, seinem Seelenbruder! Pfui Duka! Pfui, das ist klein — du bist zu viel irre geleitet worden, daß du mir selbst nicht mehr traust, ahnest mich vielleicht im Bunde jener Bösewichter — dann — dann thätest du mir großes Unrecht — — Nein — nein das konnte nicht seyn! Er war vielmehr der Sklav jener finstern Rotte geworden,

der ich im Wege stehe, und der ich, bey der ewigen Wahrheit sey's geschworen! ewig ihre schwarzen Pläne zertreten werde.

Die Elenden glaubten mich in ihren Fesseln, sobald ich zu ihrer Fahne geschworen hätte. Ihr irrt, schwarze Finsterlinge! nie werde ich mich so sehr entwürdigen, und eure Ketten tragen. Aber ihr sollt erliegen. Die Wahrheit werde gerächt, und der Herzog mit seinen Edeln seiner Bestimmung wieder werth.

Aber wer hätte es jemals ahnen

können, daß an einem so aufgeklärten Hofe diese Nichtswürdigen jemals wieder emporkommen, und ihr Wesen so weit treiben würden? —

Doch es war allerdings vorauszusehen. Wo Schwärmerey herrscht, da findet sich auch der Betrug mit seinem Wünschelhütchen ein.

Der Herzog hatte mich beobachtet. Ich hatte ihn eben so wenig unbeachtet gelassen. Schwermuth blickte aus seiner Miene, wenn er mich ansah, und doch war diese Schwermuth mit einem Blicke des

himmlischesten Wohlwollens gemischt, der den jungen Mann so schön ziert. Eine geheime Gewalt schien ihn wider seinen Willen von meinem Herzen zu reißen.

Sein seltsames Betragen hatte mir zu viel Kummer gemacht. Unmöglich hatte ich ihn allein ertragen können. Ich hatte ihn einem meiner Freunde vertraut am Hofe meines Vaters. Bald erhielt ich von ihm den erwünschten Aufschluß. O daß ich nicht früher ihm schrieb, daß ich nicht eher meinen Kummer in seinen Busen ausgoß.

Du bist, schrieb er mir, ein Hofmann, hast scharf eindringende Augen, denn dein Brief und wie ich dich sonst kenne, sagt und verbürgt mir das deutlich. Auch ist deine Charakteristik der Gemüthsverfassung des Herzogs sehr passend, und fast durchaus richtig. Allein eines, Lieber! eines hast du versehen. Während du den Duka zum alleinigen Gegenstande deiner Beobachtungen machtest, vergaßest du auf das zu achten, was um und neben ihm vorging. Hier wissen wir alles, und, im Vertrauen, die Ordensobern nahmens dir übel, daß du nicht derje-

nige warst, der uns den Bericht darüber einsendete. Entweder besuchst du die Brüder nicht mehr, oder ihr alle seyd mit ägyptischer Finsterniß geschlagen, oder man hat dich als Vertrauten des Herzogs in Verdacht.

Der Sekretär des *ischen Gesandten hat den tollen Mystizismus an euern Hof verpflanzt, mit dem sich Asiens Brüder von Bohemans jämmerlicher Sekte schleppten, und der jetzt in gewissen Ländern, den für Denkfreyheit gefährlichsten aller Orden bey schwärmerischen Pfaffen,

Du bist, schrieb er mir, ein Hofmann, hast scharf eindringende Augen, denn dein Brief und wie ich dich sonst kenne, sagt und verbürgt mir das deutlich. Auch ist deine Charakteristik der Gemüthsverfassung des Herzogs sehr passend, und fast durchaus richtig. Allein eines, Lieber! eines hast du versehen. Während du den Duka zum alleinigen Gegenstande deiner Beobachtungen machtest, vergaßest du auf das zu achten, was um und neben ihm vorging. Hier wissen wir alles, und, im Vertrauen, die Ordensobern nahmens dir übel, daß du nicht derje-

nige warst, der uns den Bericht darüber einsendete. Entweder besuchst du die Brüder nicht mehr, oder ihr alle seyd mit ägyptischer Finsterniß geschlagen, oder man hat dich als Vertrauten des Herzogs in Verdacht.

Der Sekretär des *ischen Gesandten hat den tollen Mystizismus an euern Hof verpflanzt, mit dem sich Asiens Brüder von Bohemans jämmerlicher Sekte schleppten, und der jetzt in gewissen Ländern, den für Denkfreyheit gefährlichsten aller Orden bey schwärmerischen Pfaffens

hüllen, oder alles auf ewig begraben ..... Diese Liebschaft, sag ich dir, hat man wahrscheinlich zum Zwecke benutzt, der gesunden Vernunft des Fürsten den tollsten Mystizismus aufzupfropfen. Leidenschaftlich war er, und als sinnlich wirst du ihn auch gekannt haben. Er sah jenes schöne problematische Geschöpf, er liebte es, das vortreffliche. Ihre Tugend setzte den Wogen seiner Leidenschaft Grenzen, machte ihn zum Schwärmer. Er ward Platoniker. So weit mußte man den wilden Flüchtling bringen, um gewonnen Spiel mit ihm zu haben. Was läßt sich

von listigen Gaunern nicht alles aus einem verliebten Schwärmer schnitzen? Liebende gleichen Betrunkenen .... Du kennst das, ehe du von deinem ersten Taumel mit Natalien zurückkamst. —

So ward der Schwärmer seinem Mädchen entrückt. .... Doch — er erhielt sie wieder, um vielleicht sie desto schrecklicher zum zweytenmale einzubüßen. Ich gebe dir einige Adressen, du kannst sie benutzen, wenn es dir daran gelegen ist, wieder ganz intim mit dem Herzoge zu werden, Laß dich in jenen Orden einweihen,

es kostet eine Hand voll Louisd'ore und ein paar Stunden Lachen zu verbeißen. Du verstehst mich nun, thu was du willst.

Das erschütterte mich tief. Ja! ja, ich muß seinem Herzen näher treten, rief ich aus. Ich werde mich in Orden aufnehmen lassen, um den Schwärmer in seiner ganzen Blöße vor mir zu sehn.

IV.

Tollheiten des Mystizismus — Asiatismus.

Das Bild des Unendlichen setzten die alten Philosophen, sowohl Mathematiker als Physiker, in die Progression der Zahlen aufwärts, und so zurück in ihre Brüche.

Das eine Ende führt uns aufs Quadrat, das zweyte auf den einge

ſchloſſenen Punkt, welchen die Philoſophi hermetici auch das Purum Homogenium und unitalem nannten.

Sodann in die Idee einer unendlichen Ausdehnung oder Größe. Der weiſe Moſes nahm den Menſchen zum Ebenbild der Gottheit. Und eben ſo machte Spinoza auch nach ſeinem Syſtem den Menſchen zum Ebenbild der ganzen Schöpfung. Vorzüglich haben die Gelehrten unter den Juden wahrgenommen, daß die ganzen Zahlen mit einem Zero anfangen und bis auf neun fortſchreiten müſſen. Allein der

Uebergang von diesem Zero auf 1 war es immer, woran die Weisheit der profanen Philosophen scheiterte.

Dem wahren Maurer aber kann dieser Uebergang kein Räthsel mehr, seyn. — Machen Sie sich, meine Geliebten, mit dem alten sublimen philosophischen System des Idealismus etwas bekannt. Bei uns hören Sie von einer unsichtbar — und sichtbaren Menschenlehre, und nun combiniren Sie ihr Zero und den Uebergang auf die sichtbare Zahl 1, so wird Ihnen, wenn Sie sich ohne Eigenliebe zu diesem gro-

den Geheimnisse würdig fühlen, ein groſses Licht in der Finsterniß aufgehen.

Eins ist selbstständig. Nun ist ein ähnlicher Uebergang von 1 auf 2 wie von Zero auf 1. Merken Sie aber wohl, ich sage ein ähnlicher Uebergang. Die nächstangränzende Zahl und der Ausfluß von 1 ist 2, nur durch 1 gezeugt und mit 1 selbstständig. Und hier fing der freye Wille des Guten und Bösen an.

2. aber zeugt die Zahlen 4 und 8.

3 wird nur durch 1 gezeugt, und in dieser Rücksicht eben auch mit 1 selbstständig, 3 zeugt aber die Zahlen 6 und 9.

4 ist das erste Quadrat, wird gezeugt durch 2, und zeugt wiederum 8.

5 nur durch 1 gezeugt, zeugt uns aber die Verbindung des Zero mit 1. d. i. 10 in der gemeinen Zahlenkunde.

6 durch die Zahl 3 gezeugt.

8 durch 2 und 4.

9 durch 3.

7. bleibt uns allein übrig, welche weder durch andere gezeugt wird, noch eine andere Zahl zeugt, und so weit erlaubt mir hier diese Stufe zu erläutern.

So ist ferner in der Geneſie der Dinge eines aus dem andern eben so entstanden, wie es die Natur und das Wesen eines jeden existirenden Dinges in seiner Art mit sich brachte.

Denn 1 ist, wie wir gehört haben, selbstständig unmittelbar aus dem Urwesen ausgegangen, und ist,

wie wir weiter hören werden, der Archaeus universi. 2. ging aus 1. Hier fing der freie Wille des Guten und des Bösen an, und also entstand das erste Streittreffen zwischen dem Guten und Bösen, es entstand das Eschmaym, und daher das Chaos und die Zahl 3, welches die drey Prinzipien sind.

Dieser wechselsweise Streit kontinuirte deshalb auch in 3. und so geschah die Scheidung der Elemente und entstand die Zahl 4.

In diesen Elementen kontinuirte

ferner eine abgemessene verhältnißmäßige und proportionirte Wirkung des ersten Elements in das andere, und so schied sich die Quint-Essenz und die Mittelzahl, das Medium zwischen 1 und 9, oder 5, 6 sind die periodische Tagewerke der Schöpfung, die sechs gleiche Dreiecke im Zirkel, die den Radium zur Basis haben, und ferner die sechs gleichen Dreiecke im Signatstern.

7 war der ruhige Tag. — Die Vollkommenheit, die im Wesen dieser Zahl liegt, ist Ihnen auch schon zum Theil bekannt. Sie ist zusam-

mengenommen in allem Betracht, die einzige Signatur des Erhabenen, des Schönen und im Ganzen der Harmonie, so wie wir deutlicher aus der Theorie der sieben verschiedenen Töne in der Musik hören werden.

7 zeugt aber auch, wie erinnert, die sieben Metalle, die sieben Engel und das Gestirn an, und so entsteht aus ihrer wissenschaftlichen Mischung die Okt-Essenz, woher, wie wir weiter hören werden, die alten magisch künstlichen Spiegel-Glocken ꝛc. ihren Ursprung nahmen.

9 ist das Ende der Einheiten, das zweite Quadrat aus 3, und das komplette Bild der drey göttlichen Eigenschaften der drey Prinzipien und der drey Elemente des Wassers, des Feuers und der Erde.

Aus diesem zusammen genommen ist 1. oder der sichtbare Anfang das 8. und 9 als das sichtbare Ende o. ꝛc.

So ist der Uebergang der Farben von einer in die andere eine wahre Unendlichkeit für den wahren philosophischen Maler.

Die Schattirungen zeigen ihm bloß das Mittel zwischen beiden Farben. Die Fibrationen aber zwischen ihnen sind uns unbegreiflich. Was übrigens die Theorie der Farben betrifft, kann weder mehr gesagt, noch von einem endlichen Geist etwas Vollkommenes geformt werden, als der große Newton in seiner Optik, wo er die Lehre vom Licht und Farben aus einandergesetzt hat. Allein ohne sich mit der Struktur und Organisation sowohl desjenigen Werkzeugs, mittelst dessen wir Objekte, die außer uns sind, empfinden, hauptsächlich aber mit dem Gang und der Qua-

lität der Nerven genau bekannt zu machen, können wir von diesen Phänomenen in der Natur der Dinge schwerlich etwas mehr wie Vermuthungen haben. Wir schwimmen in einem Meere von seichten Hypothesen herum, und können nirgends sicher landen.

So springen wir auch nicht von einem Tage auf den andern, ehe daß wir Stunden, Minuten, Sekunden und eine unzählige Reihe von Punkten, die wir passiren müssen, eingeschaltet fühlen.

In unserm Sonnensystem nehmen wir auch nach dem Zeugnisse aller Astronomen sieben große und besondere Sydera wahr, die man Planeten nennt, und deren verschiedene Eigenschaften von der Art und so determinirt sind, daß sie das System, in dem sie eingeschlossen sind, in beständigem Gleichgewicht erhalten.

Diese Planeten haben auch ein jeder seinen Beherrscher, so wie wir in der Grundstufe hören werden.

Perser und Araber nannten sie; Keran, Ormuzd, Behram, Sched, Nahid, Tir und Mah.

Sie haben hiervon nur so viel Notiz zu nehmen, als es sich in der Folge ereignen könnte, daß Sie Schriften in die Hand bekämen, wo Sie diese Namen aufgezeichnet finden könnten.

Ohne wichtige Kommunikation und Proportion dieser Planeten, die theils in ihrer Größe, theils in ihren Eigenschaften, theils in ihrer Entfernung und wechselsweisen Position liegt, wird nichts in, auf und zwischen ihnen existiren können. Was wir aber im eigentlichen Verstande ihre Beherrscher nennen, das ist der

ausgegangene Geist oder die Seele eines jeden Planeten, die ihm in allen seinen Verrichtungen die gehörigen Schranken setzt, ihm seinen Kreislauf disponirt und begrenzt, ohne den ein Planet wie der andere nichts als eine todte Kraft seyn würde.

Welches Gefühl verfolgt uns durch alle Fibrationen der unzählichen Zwischentöne, zwischen zwey aufeinanderfolgende ganze Töne?

Der so mannichfaltige Uebergang der Akkorde läßt uns schon diese Schwierigkeit fühlen. Ueberhaupt

können wir in der Theorie der Tonkunst beynahe das Grundgesetz der Zahl 7 mit Händen greifen, denn sobald wir einen Ton, welcher es auch sey, anschlagen, so folgen ihm noch 6 andere von ihm verschiedene Töne, die mit dem angeschlagenen Ton 7, volle Töne ausmachen. Sobald wir nun den 8ten Ton entweder auf- oder abwärts anschlagen, fallen wir wieder in den 1sten herab, oder in den 7ten hinauf. Die Höhe oder die Tiefe verändert bloß die Tonstimme, niemals aber den Ton.

Und bloß in diesen 7 Tönen liegt

das so mannichfaltige Große und Erhabene dieser göttlichen Wissenschaft.

Wer sich mit diesem Theil der Aesthetik besser bekannt gemacht hat, und eine höhere und reine Philosophie zum Grunde gelegt hat, der wird hieraus in der Folge leicht schließen, warum die gesetzmäßige Versetzung dieser sieben Töne so verschiedene Wirkungen in unserm Gemüthe hervorbringen.

Wie dieses geschiehet, daß durch gedachte künstliche und regelmäßige Versetzung dieser sieben Töne eine jede

Leidenschaft exprimirt, und in uns in Bewegung gesetzt und determinirt werden kann, wird bey mündlichen Logen-Unterricht gehörig demonstrirt werden.

Zur gehörigen Präparition aber müssen wir die sämmtlichen hochwürdigen und hochwürdigsten Brüder bitten und brüderlichst erinnern, daß Sie sich mit der Struktur und Organisation derselben edlen Theile des thierischen, vorzüglich aber des menschlichen Körpers genauer bekannt machen, die sowohl die äußere als innere Sinne der Thiere konstituiren,

und ihnen ihre Grenze setzen, denn bey Uns können sie weder Anatomie noch Physiologie, weder Mathematik, gemeine Physik, Chemie, Naturgeschichte, Metaphisik hören. Wir glauben, daß Sie, bevor Sie zu uns treten, schon den Grund hierin gelegt haben, oder wenigstens sich in Zukunft in diesen Grundwissenschaften gehörig qualificiren werden, sonst werden Sie das Sublime unmöglich verdauen können.

Schritten wir z. B. fort zu erläutern, was die wissenschaftliche Versetzung der sieben Töne für ver-

schiedene Empfindungen in uns erregen; nehmen wir z. B. in der Tonkunst das heraus, was uns die allgemeine Aesthetik für einen Begriff vom Erhabenen und Schönen giebt; so sind uns Oratorien, die Chöre, der Choral im Gesang, der Tod Jesu von Graun, das Stabat Mater von Pergolesi, des Miserere von Allegri sattsame Beyspiele von der allgemeinen hinreißenden und schmachtenden Bewegung, die in dem Innern vieler tausend Zuhörer zugleich effektuirt wird. Warum nun diese Versetzung der sieben Töne, diesen allgemeinen Effekt, und eine andere Versetzung

auch einen allgemeinen andern Effekt, verursacht, müssen wir nothwendig wissen.

Wie, woher und wo die Empfindungen überhaupt entstehen? Wir müssen wissen, welches die Struktura sensorii auditus, warum sie so, und nicht anders ist oder seyn kann? wir müssen wissen, was für Empfindungen im thierischen Körper entstehen, wenn die Nerven gespannt, wenn sie relaxirt, wenn sie ausgedehnt und wenn sie überspannt werden.

Kurz wir müssen und wir können

auch in allen diesen Operationen die gehörige Schwingungen im Verhältnisse mit der Elasticität der Nerven und ihrer Qualität gehörig berechnen. Wenn wir alles dieses in Ordnung penetrirt haben, so werden wir auch besser wissen, was der perfekte Akkord nemlich 3. 5. 8. sagen will und so wohlklingend in uns wirket.

Wir werden besser wissen, wie sich terz major von der terz minor unterscheidet. Warum unser Gehör beleidigt wird, wenn wir aus einem Perfektakkord in den andern übergehen, und die Scala verfehlen? Wir

werden ferner wissen, warum wir im perfekten Akkord beym Herablaufen der terz major die nehmlichen Töne nehmen müssen, auf die wir hinaufgelaufen sind, und warum wir im Herablaufen der terz minor andere Töne einschalten und für diejenigen zum Theil substituiren müssen, die wir hinaufgelaufen sind? wir werden besser wissen, wie die Dissonanzen entstehen, wie sie in uns wirken und was der Kompositeur für Absicht dabei haben kann?

Kurz wir werden zuverlässiger wissen wie der in der Tonkunst effek-

tuelle Takt auch in allen Operationen der Natur gegründet ist, wie der Grund aller Vollkommenheit in der Näherung zur Harmonie liegt, und warum die höchste Vollkommenheit nur in sieben Tönen enthalten ist.

So wie in der Natur der Dinge in jedem in seiner Art eine gewisse harmonische Verbindung liegt, die sich theils mehr theils minder äußert, und so wie die Kette aller Dinge eine allgemeine Harmonie der obern Theile mit den untern ist, dieß können wir am füglichsten in dem mineralischen Reiche beobachten, weil alle weiteren

Beobachtungen der Natur nicht in diese Probestufe gehören.

Wir wissen z. B. wie das dicke Wasser die Universal-Smirna, oder die Gur der Natur in dem Eingeweide der Erde, die verschiedenen Produkte hervorbringt.

Wir wissen, daß dieses allgemeine Agens auf die unzählige Patiens, auf die es trifft, unter dem Zeichen der Sonne Gold, unter jenem des Mondes Silber, unter der Venus Kupfer u. s. w. hervorbringt, das will sagen, daß die Lage der Empfängniß gera-

dezu mit den leitenden Eigenschaften dieses oder jenes Planeten, kraft seiner innern Bildung in einer Harmonie stehen, daß diese Harmonie durch die Kraft des allgemeinen Salzgeistes enstehe, daß dieser Salzgeist aber selbst nach der bestimmten Harmonie wirke, und nicht anders wirken könne, weil seine Verbindung, die zwar allgemein ist, sich doch nach den verschiedenen leitenden Kräften specificirt, und so werden die Metalle bald fein und glänzend, bald trocken, bald leicht, bald schwer, bald feuerbeständig, bald flüchtig seyn; je nachdem das Zeichen ihres Planeten hitzig

trocken, feucht oder kalt ist. Gleiche Bewandniß hat es mit eben den so verschiedenen Halbmetallen, Markasiten u. s. w. und endlich mit den verschiedenen Stemaiten, welches Sie alles in der ersten Haupstufe vollkommen erläutert und auseinandergesetzt finden und dann praktisch lernen werden.

Hier und im folgenden sehen wir wiederum deutlicher, daß die Zahl 7 eine begrenzte Periode in der Natur sey. Weiter hinauf fängt eine andere Periode an, so geht es fort, bis auf 7 mal 7 welches ein kleiner

Zirkel genannt wird. Daher wissen wir auch, warum eine Geburt von 7 Monaten, oder ein Sieben-Monat-Kind leben, und eine andere von 8 Monaten, die doch älter ist, nicht leben kann. Wir wissen daher, warum der Puch, von dem in der heiligen Schrift Meldung geschiehet, und in seiner kleinen Zahl 7 hat, so eine geschickte Materie, und so biegsam zu allen alchymistischen Arbeiten ist. Hieraus erläutern wir auch den Siebenbrunnen, den Abraham grub, die sieben Schaaf, wodurch er mit Abimelech den Bund errichtete, und den Baum, der in seiner kleinen Zahl eben

auch sieben andeutet, der er pflanzte ꝛc.

Haben wir ferner einen deutlicheren Begriff von den vier verschiedenen Arten von Entstehung der Dinge in der Schöpfungskunde, welche Beria, Aziloth, Jezira und Asia sind, so werden wir leichter combiniren können, wie auch der erste, zweyte, dritte und vierte Zeitpunkt immer den siebenden bestimme.

So ist in Krankheiten der vierte Tag das wichtige Prognostikon auf den siebenden, zählen mir jetzt wieder

vier Tage hinzu, so ist, wie auch die Erfahrung richtig lehrt, und durchaus übereinstimmt, der 11te Tag der Index des 14ten und der 18te der des 21sten. Diese Perioden sind plus et minus kleiner oder größer, je nachdem sie in der Natur der Dinge in einen größern oder kleinern Zirkel und Kreislauf einschaltet sind

Rosch. Hamdabrim.
Pokeach Ibhrim.
Thumim Bemahloth.
Melibh Lackol.

Die Elemente sind die großen Körper der Natur, und die Gebähr-

mutter, welche die ihnen vom Universalgeist oder von unserm sich bewegenden Punkt gegebenen Tugenden, Saamen, Zeichen und Bilder in sich enthalten.

Die Elemente haben zwey Naturen, eine geistige und eine leibliche, und ist die Tugend der ersten im Schoße der andern verborgen.

Ihre wahre Wirkung ist, dem Universalgeist durch die unterschiedliche Fermente, welche in ihren besondern Werkstätten schon exstiren, eine Bildung zu geben, ihn nach und

nach leibhaft zu machen, und ihm die Charaktere und Eigenschaften mitzutheilen, so darin gleichsam eingeschlossen liegen.

Denn dieser Geist ist bequem zu allen Dingen, und kann alles in allen Dingen wirken, und dieses geschieht, weil die Natur, die diesen Geist zum Wirken bestimmt und ausschickt, niemals müssig seyn kann, sondern stets arbeiten muß; weil aber dieselbe eines endlichen oder zerstörenden Wesens ist, so kann sie für sich weder erschaffen noch zernichten, indem diese

zwey Eigenschaften eine unendliche Kraft erfodern.

Element ist nicht das, was wir in den Elementen sehen, denn das, was wir mit unsern Augen sehen, und vom gemeinen Mann ein Element genannt wird, ist kein Element, sondern ein vermischter und elementirter Körper, und die Frucht desselben, was eigentlich ein Element genannt werden muß. Feuer, Luft, Wasser, Erde, welche wir sehen, sind unmöglich im Stande, das allergeringste oder kleinste Ding in der Natur der Dinge zusammen zu setzen, oder zu

machen; denn obgleich alle Dinge in den Elementen gemacht, hervorgebracht und erhalten werden, so sind sie doch nicht der eigentliche Grund der Entstehung eines, solchen hervorgebrachten Wesens, sondern dieser Grund ist ein ganz anderes Ding, welches in ihnen gefunden wird, und dieses Ding ist und heißt Universal-Geist . . .

V.

Auflösungen.

Ich benutzte die Adressen meines Freundes. Die Brüder des mystischen Bundes wunderten sich nicht wenig über meine Erscheinung, und — gleichwohl ward ich eingeführt und — eingeweiht.

Man wünschte sich Glück, mich nun im Bunde — in den Netzen

ihrer Gewalt — zu besitzen; denn ich schien ihren Planen allein im Wege gestanden zu haben. Die Schwachen ahneten wohl nicht, daß ich nur in ihre Klike getreten war, ihren Mystizismus näher zu beleuchten, und — ihr Gewebe zu vernichten.

Jetzt wars am Tage, warum der Herzog sich so sonderbar gegen mich benommen hatte.

Angesteckt von der Schwärmerey des tollsten Mystizismus, hatten sich jene Menschen ihn ganz eigen gemacht. Mich als Profanen, als Un-

würdigen der hohen Mysterien, hatte man von seinem Herzen gerissen. Er lebte jetzt in einer andern Welt von Mysterien, und der gewöhnliche Mensch durfte ihn nicht mehr interessiren.

Alles war in einem entfernten Flügel des Schlosses zu den mystes riösen Versammlungen und den Arbeiten der Mitternacht bereitet, mehrere Säle und Zimmer waren mit nicht geringen Kosten dazu eingerichtet, und der Apparat, der gewiß grosse Summen verschlungen hatte, war königlich.

Ich übergehe die sonderbaren, oft lächerlichen Ceremonien bey meiner Einführung und Annahme, und habe in der vorstehenden Nummer nur ein Fragment aus den Ordensheften beygelegt, wie sie zum Unterricht der Weisheitsschüler vertheilt werden — als Probe vom Ganzen.

Welch ein Gewebe des tollsten Unsinns, des rasendsten Mystizismus mit Weisheit und Bibeltexten gepaart! Welch Geschwätz von Weisheit und Unsinn durch einander, und der Unsinn mit den Farben der Weisheit geschminkt!

Warlich! es ist der Mühe werth, dieses rasende System ganz zu kennen, um sich zu überzeugen, wie weit der menschliche Geist sich verirren kann, wenn Schwärmerey sich mit unverdauten Begriffen und Betrügerey mit Aberglauben verbinden.

Absichtlich schrieb ich ganze Stellen aus dem Systeme ab, und schob sie diesen Papieren ein. Jeder, der sich zu kalter vernünftiger Prüfung aufgelegt findet, untersuche — wenn er kann und Lust hat — ob dies alles wahr sey? wer wollte dies behaupten; aber das ist wahr, daß zur

Kenntniß der Geschichte des menschlichen Geistes dieses System ewig denkwürdig bleiben wird, und daher ein nothwendiges Bedürfniß für die Bibliothek eines jeden Philosophen ist. —

Die Systeme der Philosophen enthalten der Schwärmereyen und Träumereyen gewiß eben so viel, als das System der asiatischen Brüder. Sind sie desfalls aber nicht denkwürdig und für die Geschichte nothwendig? Zeigen sie nicht, wie sich der menschliche Geist nach und nach entwickelte?

Auch dieses System der asiatischen Brüder belehrte uns über die Entwickelung des menschlichen Geistes, und weihet uns in so viele Begriffe der alten Welt ein.

Selbst als Betrügerey muß man dasselbe kennen lernen, und seiner Aufmerksamkeit würdigen. Es ist nicht gleichgültig, was in der Maurerey gelehrt wird, und worauf die höhern Grade hinausgehen. Wir müssen sie insgesammt kennen lernen.

Der Hofsekretär Bohemann zu Stockholm hat dieses System, seine

Betrügereyen zu verstecken, gemißbraucht. Es ist wahr, für Betrüger eignet es sich sehr. Wenn man je verrückt werden kann, so ist dieses System das trefflichste, verrückt zu machen. Unverständlichkeit auf Unverständlichkeiten finden sich in ihm, und doch läßt sich wieder ein gewisser Sinn in alle diese Unverständlichkeiten hineinlegen. Alles also, was nur immer erfoderlich ist, um die Menschen verrückt zu machen. Jeder Freymaurer sollte die Grade dieses täuschenden Ordens eben sowohl in seiner Bibliothek haben, als ihn der Philosoph in der seinigen

haben muß. Der Philoſoph, um die Verirrungen des menſchlichen Geiſtes aus demſelben kennen zu lernen. Der Maurer — um ſich warnen zu laſſen. Man kennt daher dem Weſentlichen nach alle dieſe Syſteme der Täuſchung und Schwärmerey, ſobald man dieſes eine ſtudirt und ſich zu eigen gemacht hat. Auch muß ich noch bemerklich machen, daß, wer ſich in dieſes Syſtem einſtudirt hat, alle theoſophiſche Schriften und namentlich Agrippa de Nettesheim Scient. occult. entbehren kann.

Mühe hat es mir gekoſtet, dieſe

Versammlungen zu besuchen, und eine Menge Albernheiten mitzumachen, die man nur dem Schauspieler auf der Bühne verzeihen kann. Aber ich schauderte ob der grausenvollen Entdeckungen, die ich in der Folge machte. —

Ich hatte mich treuherzig genug gestellt, und glücklicherweise die Rolle gut genug gespielt, die mich von allem Verdachte der Klugheit und des Vorwitzes so ziemlich frey sprach. Man schien jetzt zu glauben — und diese Bemerkung habe ich richtig gemacht — man habe sich in mir ge-

irrt, und mich vorher, ehe man mich genauer kannte, für schlauer und scharfblickender gehalten, und sehe jetzt ein, daß man mich umsonst gefürchtet habe, da ich ebenfalls nichts weiter sey, als ein ganz gemeiner Mensch, nur überspannter noch, als viele meiner Ordensbrüder, und eben deshalb desto leichter und — gröber zu hintergehen.

Die Arbeiten, die man in den Versammlungen vornahm, bestanden in magischen Gaukeleyen, die fürs Auge größtentheils sehr prächtig ausfielen, aber für mich nur den Reiz

eines optischen Gaukelspiels haben konnten.

Abwesende Geliebte, längstverstorbene Weisen und Helden wurden vorgeladen, öfters auch Engel und Erzengel beschworen, die unter den sanften Tönen einer Harmonika mit untermischtem Stahlklavier in Wohlgerüchen herniederstiegen, und — dergleichen Possen mehr. Der Prinz sah seine Geliebte nur im Wolkenschleyer der Phantasmagorie, und ich verlangte meine Auguste gar nicht zu sehen, so oft mir auch der Jesuit, der hier den Demiurges machte, die

Vorladung anbot. Wie hätte ich das heilige, geweihte Andenken des edelsten Mädchens so tief herabwürdigen können!

Lange ließ man mich — wenigstens glaubte man das von Seiten der erlauchten Ordensobern — im Vorhofe des Allerheiligsten als Lehrling harren. Aber mich konnten die Schwachen nicht täuschen. Vergebens boten sie ihre Gaukeleyen auf, mich im Wolkenhimmel ihrer Täuschung zu verschließen. Zu dünn war mir der magische Flor, der die Augen der Schwachen, unter die ich auch

den Herzog zählen mußte, umnebeln konnte. Aber das Licht der reinen Philosophie, das, Dank sey es der Vorsehung, noch keinen Augenblick von mir gewichen ist, dringt durch jede Täuschung und das Gewebe des Betrugs sinkt vernichtet zu den Füßen des Mannes von standhaftem Prüfungsgeiste.

Betrogne sahen in jenen Gaukeleyen den höchsten Zweck der Verbindung. Aber ich fand nur zu bald, was ich mit Schrecken geahnet hatte.... O des unseligen Gedankens! Wenn Religion oder Despotie die

Waffen leihen, und — als Werkzeug geistlicher und weltlicher Tyrannen, die verächtlichste aller Betrügerrollen übernehmen muß — die fürchterlichste.

Selbst der Herzog ahnete nicht, daß er, wie so mancher andere, dessen man sich als Werkzeuge der blinden Gattung bediente, und die man in den Orden aufnahm, um sie unter ihren Augen zu haben, und sie wenigstens unschädlich zu machen, quam solennissime geprellt wurde.

Ich selbst habe mich oft nur mit

äußerster Mühe des Lachens enthalten können, wenn Menschen aufgenommen wurden, und für ihr theures Geld doch nichts weiter erkauften, als ein Theaterbillet, und von den erlauchten Obern hinterm Rücken ausgelacht wurden.

So erinnere ich mich noch eines kleinen mißgeschaffenen kränklichen Landedelmanns, den man feyerlich zum Priester des Ordens einweihte, ihn mit dem weißen Gewand und der Infula zierte, und dem neuen Priester den Namen — Herkules beylegte. Man mußte diesen Herkules

in seinem Priesterornate selbst sehen, um den Eindruck des Höchstlächerlichen mit dem der tiefsten Verachtung gegen die Betrüger so lebhaft zu empfinden, wie ich ihn am feyerlichen Tage der Weihe empfand. . .

Fürchterliche politische Zwecke lagen hier zu Grunde, und hinter der Mittelgardine wurde ein fürchterliches Schauspiel vorbereitet.

VI.

Entdeckungen durch einen Donnerschlag.

In die Länge war mir das Spiel und der ganze Umgang am Hofe lästig. Was sollte ich länger hier? Auguste war für mich auf ewig verloren. Sie schlummerte im Grabe. Mit ihr alle Hoffnungen, alle Freuden meines Lebens. Der Herzog —

so lieb ich ihn gehabt hatte, fing an mir lächerlich zu werden. Was konnte mir auch noch die Freundschaft solch eines Menschen werth seyn? —

Geliebt hatte ich ihn wie meine Seele! und beym ewigen Gott! solch ein Freundschaftsbund ist eine große Seltenheit! Mit Stolz kann ich die Sonne fragen: ob sie auf ihrer weiten Reise ein zweytes Paar gefunden habe? Und dieser Mensch, der einst beym Nachtmahl auf die getheilte Hostie mir ewige Freundschaft geschworen, konnte sich aus der schaalen Ursache von mir zurückziehen,

mich dem Gespött des Hofes, der größten Verlegenheit und Unruhe Preis geben, — weil eine Klike von Gauklern und Bösewichtern sich näher an ihn drängten? Hah! der Mann, der seinen Freund gegen Kinderspiel vertauschen kann, verdient keinen Freund zu besitzen. —

Nun, da ich ihm das große Opfer bringe, mich selbst in seine Kinderspiele mische, wird er mein Freund wieder!

O der Mensch verdient nur Narren um sich zu haben, dessen Freund-

schaft mit Narrenpossen zu gewinnen steht!

Ich sah einen schwachen Mann — einen Schwärmer, ein Spielwerk feiner Betrüger — was sollte, was konnte er mir, was könnte ich ihm seyn? Ich bereuete die Zeit und den Aufwand vom Theaterspiel, die ich hier verwendet hatte. Ich sah die Bekanntschaft mit diesem Hofe, und gewiß mit Recht, als die erste Quelle meines Unglücks an. —

Auguste war die Quelle so vieler namenloser Freuden für mich, von

ihr nährte ich die schönsten Hoffnungen, und nun war das alles verschwunden, als hätte es die Erde mit den Resten der Vortrefflichsten verschluckt. Meine Schwermuth wuchs, jemehr ich diesen Gedanken nachhing. Ich zog mich allmählich zurück, lebte der Einsamkeit, meinen Betrachtungen, und der Lieblingslektüre meiner alten Klassiker. Einsame Spatziergänge längs dem Ufer des Flusses in einer abgelegenen Gegend vor der Stadt, waren meine Erholung. Bey Hofe erschien ich selten, und den Herzog sah ich fast nirgends, als in den magischen Versammlungen, die zu be-

suchen ich mir noch Zwang genug anthat, theils um die Brüder nicht im Glauben an mich irre zu machen, theils um den Herzog zu bebobachten, und — wo möglich das Ende, oder wenigstens eine entscheidende Katastrophe abzuwarten, welche das Schicksal bald herbeiführen mußte, wenn sonst meine Ahnungen nicht fehlschlügen.

An meinem väterlichen Hofe herrschte eine Spannung, die ich mir, trotz alles Sinnens nicht anders, als durch geheime Einflüsse des Ordens erklären konnte. Man schrieb mir

selten. Meine Eltern schienen sich nicht um mich zu bekümmern, und nur die Zärtlichkeit meiner Schwester gab mir einige bedeutende Winke.

Man ist, schrieb sie mir einst in einem ihrer Briefe, im Ganzen mit dir höchst unzufrieden. Die wenige Religion die du zeigst, und hauptsächlich die Neuerungen, die du dereinst in deinem Lande vornehmen willst, und über welche du dich einst in einem vertrauten Gespräche gegen den Herzog erklärt hast, haben den Vater sehr gekränkt. Du weißt, wie streng er an der alten Form hängt, weißt,

daß es ihm schmerzte, wenn man sich nur etwas merken ließ, daß das Ansehn einer Kritik der Verfassung hatte, an der er mit Leib und Seele hängt. Und — noch lebt er — noch hat er die Kräfte eines Jünglings, will wirken und schaffen, und sein eigner zwanzigjähriger Sohn äußert sich schon an fremden Höfen, wie es nach seinem Tode werden soll. — Zwar kenne ich das süße Freundschaftsband zwischen dir und dem Duka — ihr seyd ein Herz und eine Seele. Aber ihn und dich belauschen unsichbare Ohren, beobachten unsichtbare Augen. Auch an unserm Hofe hat sich eine

abscheuliche Zionswächterey eingeschlichen, die wahrscheinlich mit dort — in Verbindung steht....

Ich erinnerte mich noch gar wohl jener vertraulich zärtlichen Stunde mit dem Duka, deren wir so manche gezählt hatten, wo wir über die Gebrechen unserer Verfassung sprachen und so schön über das Glück unserer Staaten schwärmten, das wir mit neuem Geist der Philophie und Humanität über sie verbreiten wollten. Wir wollten uns ein Volk erziehen durch Wohlthat und Liebe, das uns wie Väter lieben, nicht als Herren fürchten

sollte — wir wollten Aufklärung, moralische Kultur und einen freyen, edeln Geist hervorrufen und ein glückliches Volk — nicht beherrschen, nur ihm auf dem Wege des Glücks voran gehn und zur Vollkommenheit führen, schützen, vertheidigen, versorgen, erziehen, wie gute Väter ihre Kinder. Ich wußte, daß wir uns unsre Pläne ganz in geheim und bey verschlossenen Thüren mitgetheilt hatten, daß niemand uns belauscht haben konnte. Durch mich war nichts verrathen worden; und — wenn etwas ausgekommen war, so geschah es durch den Duka.

Ich erinnerte mich ferner, daß damals, als wir über Volksglückseligkeit mit einander schwärmten, als wir jene Pläne machten, die ich nun selbst bey reiferer Einsicht — zum Theil in jene Region der süßen Träume versetzen muß, die sich nie verwirklichen lassen, Auguste noch blühte, daß es in den frühern Zeiten meiner Anwesenheit an diesem Hofe geschehen war, daß wenigstens drey oder vier Jahre zwischen mir und jener Unterhaltung liegen müssen. Damals stand ich mit meinem Hofe in dem besten Vernehmen, die Spannung war neu.

Mir war nicht unbewußt, daß sich indessen die Gesinnungen des Duka — leider nicht zu seinem Vortheil in jenem Punkte geändert hatten, daß wir in der Folge ein Gespräch über denselben Gegenstand hatten, worin er, mir zum nicht geringen Erstaunen, geradezu das Gegentheil seiner frühern schönen Grundsätze behauptete — aber daß er — der Fürst — an seinem fürstlichen Freunde zum Verräther werden, daß er zum gemeinen Klätscher herabsinken, einer Handlung fähig werden sollte, der sich der gemeine Unterthan schämen müßte, konnte ich mir ohnmöglich einbilden.

Mehr mußte hier verborgen liegen — und wer anders hatte sich von jeher zwischen mich und ihn gedrängt als — jener täuschende, fürchterlichen Orden! die Verrätherey an meinem Hofe war offenbar neu, und konnte sich nicht über zwey Monate hinaus datiren.

Seit ohngefähr einem halben Jahre hielt sich ein Fremdling am Hofe des Herzogs auf. Er gab sich für einen Grafen von Santa Vechia aus, zeigte verschiedne Patente, gegen deren Aechtheit freylich manches eingewendet, und Certifikate von ver-

schiedenen Maurerlogen, gegen deren Gültigkeit nicht der mindeste Zweifel erhoben werden konnte.

Er hielt sich mit uns zum Orden der Asiaten, durch die er an Hof berufen worden war, weil sie sich viel von seinen Wissenschaften versprochen hatten, auch täuschte er unsere Erwartungen nicht, vielmehr zeigte er uns Dinge, gegen die aller Hokuspokus des Jesuiten, so prächtig er übrigens war, dennoch gemeines Gaukelspiel blieb. Ja einige Auftritte fielen gegen die des Grafen offenbar plump aus. Dieses erregte eine son-

derbare — lächerliche — Eifersucht zwischen dem Pater. Der Graf blieb ganz ruhig, und um keine Gelegenheit zum Anstoß zu geben, experimentirte er eine Zeitlang gar nicht, und ließ die Brüder machen, was sie wollten. Der philosophische Geist, die ausgebreiteten Kenntnisse in der Physik, kontrastirten sonderbar mit den magischen Experimenten, obwohl diese in Hinsicht der Feinheit ihrer Ausführung mit der Feinheit des Kopfes ihres Unternehmers in den schönsten Verhältnissen standen.

Ich hatte den Menschen lieb ge-

wonnen, der entweder verstand den Mantel nach dem Winde zu hängen, oder, den irgend eine ähnliche Absicht, wie die meinige, unter jene Schwärmer geführt hatte.

Seine Grundsätze waren ganz die meinigen, und unsre Begriffe so ziemlich gegen einander ausgeglichen. Wir waren einander näher gerückt, und endlich vertraute Freunde geworden. Wir machten einsame Spatziergänge mit einander, tauschten unsre philosophischen Ideen gegen einander aus, und so kam ich denn auf die Frage, der ich mich kaum länger enthalten

konnte: Ob er seine Experimente im Ernst dem Einfluß der Magie zuschreibe?

Allerdings! erwiederte er, wenn Sie unter Magie eine größere Einsicht in den Zusammenhang natürlicher Dinge verstehen, als gewöhnliche Menschen besitzen. — Der Kenntnißlose staunt jene sonderbaren Wirkungen der angewandten Naturlehre an, der Naturkundige erklärt sich ihre Ursache.

Nun, so möcht' ich doch wohl wissen, fuhr ich fort, was einen phi-

losophischen Kopf, wie Sie, in jene Versammlung führen konnte?

Statt aller Antwort, sagte er, will ich Ihnen nur die Frage zurückgeben . . . .

Aehnliches schließt sich an Aehnliches. Aehnliches wirkt auf Aehnliches . . . .

Ich hatte seit dieser Unterhaltung eine Schwermuth an ihm bemerkt, die er mit der größten Mühe vergebens zu unterdrücken suchte. Ein innerer Kampf zwischen Freundschaft

und Verrätherey schien seine Seele zu ängstigen.

Durch einen Zufall erfuhr ich, daß er verheirathet sey. Wir hatten von der Residenz nur ungefähr drey Stunden nach dem Grenzorte einer fremden Herrschaft. Sobald wir inniger mit einander vertraut waren, reisten wir fast alle Woche eins, auch zweymal dahin. Er hatte sich dort ein artiges Landhäuschen gemiethet, um, wie er im Orden vorgab, einige größere magische Experimente vorzunehmen.

Allein ich fand in der Folge, daß hier der stille Aufenthalt seiner liebenswürdigen Gattin sey. Ich sah sie zweymal, und erkannte auf den ersten Blick in ihr jene Nonne, in die sich der Herzog verliebt, und deren Verschwinden ihn zum Schwärmer gemacht hatte. —

Mein Erstaunen konnte ich unmöglich verbergen. Es entging dem Grafen nicht. Er nahm mich bey der Hand, drückte sie mit Heftigkeit, und sagte:

Herzog! ich hielt Sie für meinen

Freund, für einen edeln Mann! unsre Herzen verstanden sich, sonst hätte ich Sie nicht in dieses Heiligthum geführt. Ich sehe, Sie kennen diese ehemalige Nonne. Sie wissen, daß der Herzog böse Absichten mit ihr vorhatte, daß er .... doch — durch ein glückliches Blendwerk ward sie seiner Leidenschaft entrissen ..... Wer sie eigentlich ist? wie sie ins Kloster kam? ihre Verhältnisse mit dem Duka selbst sollen Sie zu seiner Zeit erfahren, wenn gewisse Umstände die Schleyer enthüllen. Hier in diesem Heiligthume, zwischen diesen Wänden hatte ich die Theure ver-

borgen. Sie sollen unser Hausfreund seyn — und wenn ich nicht mehr bin, so nehmen Sie sich ihrer an. Das letzte sagte er mit solch einem bedeutungsvollen Tone, der meine Seele tief erschütterte. Die Gräfin konnte nicht älter seyn, als höchstens neunzehn Jahre. Denn als der Herzog im verwichenen Jahre noch um sie schwärmte, hatte er mir wiederholt erzählt: sie ist achtzehn Jahre alt, und man hat sie im vierzehnten Jahre ins Kloster gesperrt.

Ihr blühendes, jugendliches, fast noch kindisches Ansehen bestätigte die-

ses. Ihr Betragen war so liebevoll, so schön, so edel, so bezaubernd, wie sich kaum eine Fürstentochter benehmen kann. Ich gestehe es gern: Sonderbar hatte dieses reizende Wesen mich ergriffen. In diesem Augenblicke geschah es zum erstenmale, daß ich Augusten über das himmlische Geschöpf, das vor mir stand, mit aller Anmuth der Jugend und Schönheit vergessen konnte.

Wohl hatte ich sie als Nonne im Kloster gesehen, aber ihr theils nur flüchtige Blicke widmen können, theils hatte die alberne Nonnentracht ihre

schönsten Züge bedeckt. Hah! der Herzog hat gut gewählt, riefs in meiner Seele, Ida verdient von einem Fürsten die Huldigungen der Liebe .... Nein! rief die Stimme meines Gefühls: in seiner Wahl lag Kirchenraub und des Lasters schändlicher Frevel — dieses schöne, dieses vortreffliche Geschöpf zu seiner Buhlerin erniedrigen zu wollen, denn zur Fürstin konnte er sie nicht erheben. —

Seit jenem Augenblicke sah ich nichts mehr als die Vortreffliche. Eine Leidenschaft nahm Platz in mei-

ner Seele, die jene für Auguſten unendlich übertraf. — Ich fühlte mich von neuem mit der Liebe Zauberfeſſeln umfangen, die um ſo ſchmerzlicher drückten, da das Gefühl gegen die Gattin des Freundes Verbrechen war.

Keine Woche verging, wo wir nicht zu jenem Landhauſe gepilgert wären, und die übrigen Tage, ohne ſie, ſchlichen langſam wie traurige Schatten meiner Seele vorüber.

Einſt, an einem herrlichen Frühlingsmorgen, erſchien der Graf in meinem Zimmer.

Wie gefällt Ihnen der Morgen?

Er ist einladend.

So wollen wir ihn genießen, und den Tag auf dem einsamen Hause bey Ida zubringen.

Wir machten uns auf den Weg. Der Morgen war heiter. Die Sonne schien warm. Die gefiederten Sänger des Hains gaben ihr Morgenkonzert, die ganze erwachende Natur war ein feyernder Jubelpsalm. Wir hatten uns von mancherley interessanten Dingen unterhalten, und das Gespräch war, wie gewöhnlich,

auch auf jene mystische Verbindung gekommen. Er sprach davon, wie man von und in einer Verbindung spricht, deren Unwerth zu deutlich am Tage liegt, als daß man sich gegen den Freund länger verbergen sollte.

Lieber Freund! sagte er, so lange die Fürsten nicht alle Orden und geheimen Verbindungen aus ihren Staaten verbannen, so lange ist für Europas Ruhe sowohl als für die Freyheit seiner Bewohner wenig zu hoffen.

Das war etwas ſtark und beſtimmt.

Das muß es auch ſeyn. Ueberhaupt, was nicht beſtimmt und ſtark geſagt und behauptet werden kann, ſollte gar nicht geſagt und behauptet werden. Sie ſelbſt, Prinz, werden das fühlen und ich ſage keinem Staatsmanne eine Neuigkeit, wenn ich ihm den alten Satz ins Gedächtniß rufe, jeder Staat, der ſich im Staate bildet, wird dem Staate, in dem er ſich bildet, zum Verderben. Sey es nun im Ganzen

oder auch nur in Hinsicht seiner Mitglieder.

Es kann seyn, daß eine Ordensverbindung viel Gutes habe. Ich läugne auch gar nicht, daß einzelne Werke der Wohlthätigkeit unter seiner Pflege gedeihen. Aber im Allgemeinen wird durch solche Verbindungen ein Kastengeist befördert, der dem Staate, und den verschiedenen Verhältnissen seiner Unterthanen schädlich wird. Der Orden ist desto gefährlicher, je geheimnißvoller er ist.

Der Staat muß seine Bürger

kennen. Warum wollen sie sich in solchen Verbindungen vor ihm verkriechen? Jeder fähige Kopf, wenn er seine Talente ausbildet, hat Anspruch auf Versorgung im Dienste des Vaterlandes. Nun lassen Sie eine Ordensverbindung im Staate seyn, die, wie gewöhnlich ihre Glieder befördert. Der Dummkopf wird seine zehn Louisd'ore nicht besser anwenden können, als wenn er sich in eine solche Verbindung aufnehmen läßt. Seine Rezeptionsgebühren werden ihm zum sichern Kapitel, das er nicht besser auf Zinsen legen konnte. Lassen Sie einen verdienstvollen jungen Mann,

der aber nicht im Orden ist, um eine Bedienung anhalten. Was gilts, der Ordensbruder wird befördert, und der verdienstvolle Mann ohne Ordensverbindung hat das Nachsehen, und kann von Glück sagen, wenn er nur nicht noch verfolgt wird. Sie befördern nur ihre Mitglieder und die sie wollen, andre stehen ihrer Verfolgung bloß. — Und ist das nicht schon Staatsverbrechen, oder mich richtiger auszudrücken, Sünde des Staates gegen den Staat, eine Verbindung dulden, die das Schicksal seiner Unterthanen ungleich macht,

und seine Gesetze selbst in ihren Wirkungen hindert. —?

Aber die Geistlichen Orden?

Ganz dasselbe, zumal die Bettelmönche. Man hat wohl Beyspiele, daß sie eine Art Vehm- und Ketzergerichte bilden, heimliche Rache ausüben, gewisse Personen, die sie sich wegen ihres Verstandes gefährlich glauben, belauern lassen, geheime Akten über die Staatsbürger führen, auch wohl, wie das auch bey

den Illuminaten Mode war, Originalschriften von ihnen sammeln, und Briefe stehlen lassen.

Wozu braucht man Orden? Gebt jeder Gemeinde ihren Seelsorger, diesem auch wohl einen oder zwey Gehülfen, so wird die Religion immer erhalten werden, und der hierarchische Druck verschwinden . . . Doch, ich fühle mich zu warm . . . Lassen Sie uns abbrechen . . .

Sie scheinen von dem, was Sie sagen, so vollkommen überzeugt . . . .

Wie ein Unglücklicher, der aus trauriger Erfahrung spricht.

Aber der Orden der Maurer? —

Diese erhabene Verbindung nehme ich in gewissen Staaten aus, ich meyne in solchen, wo er nicht geheim ist, wie im Preußischen, Englischen, und Dännemark. Denn sagen Sie selbst, wer kann sich für eine Winkelloge verbürgen? —

Sie haben Recht...

Wir waren unter diesen und ähn-

lichen Gesprächen wohl ungefähr eine Meile mit einander gewandelt, als ich zum Himmel aufblickte, und schwarze Wolken bemerkte, die sich immer mehr vor die Sonne zogen, und auf den Mittag gewitter drohten.

Aber, bemerken Sie wohl, fuhr ich zu meinem Freunde fort, daß wir uns in der Witterung getäuscht haben? —

Lieber Gott! worinn täuscht sich der Mensch nicht mit seinem beschränkten Blicke?

In der Residenz halten wir den freyen Horizent nicht. Eben darum, erwiederte mein Freund, sieht man in der Residenz auch weit weniger, als an jedem andern freyen Standpunkte. — Doch lassen Sie das. Ich denke wir erreichen unser Ziel, ehe das Ungewitter sich entladet. —

Aber kaum die Hälfte des Weges ist zurückgelegt. Wie wenn uns das Ungewitter noch vor der Wohnung Ihrer lieben Frau erreichte?

Und mich vielleicht erschlüg, setzte er lächelnd hinzu. Je nun das Bild

des menschlichen Lebens, auf dem Tod und Unglück dem Wandrer da am öfterſten begegnet, wo er es am wenigſten vermuthet. Wer unterm Monde kann ſeinem Schickſale entgehen? wir leben in der Hand eines unerforſchlichen Schickſals ..... wir können den Ausgang aus unſrer Wohnung wohl beſtimmen, aber den Rückgang — wiſſen wir nicht.

Würde es Ihnen wohl gleichgültig ſeyn, wenn Sie jetzt ſterben müßten?

Warum nicht? könnte ichs ändern?

Sterben ist überhaupt ein solcher Zufall, der über alle Beurtheilung des Menschen erhaben ist.

Aber Ihre liebe Frau? Ihre Hoffnung?....

Das, muß ich bekennen, könnte mir den Abschied schwer machen, wenn er nicht unverhofft käm. .. Indessen Gott wird auch für die Arme sorgen, und Sie würden sie wohl auch nicht verlassen.

Dieses letztere sagte er mit einer

mit Entsetzen schreibe ich es nieder, sich die Gewitterwolke, welche über unserm Haupte schwebte, mit entsetzlichem Krachen entladete, ein Feuerstrom herabfuhr, und meinen Freund an meiner Seite zerschmetterte. Ich selbst ward durch die Gewalt der Elektricität auf die Seite geschleudert, und blieb einige Momente bewußtlos . . . .

Sobald ich mich von der erschrecklichen Betäubung erholt hatte, war meine erste Sorge, nach meinem Freunde zu sehen. Er war völlig vernichtet. Todt — ohne Spur el-

ner Hoffnung des wiederkehrenden Lebens, über den ganzen Leib mit der Bläue des Schlags überzogen.

Mir blieb nichts zu thun übrig, als mich seiner Uhr, seiner Börse, Ringe, Schreibtafel und der Papiere, die er sonst noch bey sich hatte, zu bemächtigen, weil ich doch nicht wissen konnte, ob Ordensbriefe dabey waren? und ob der Körper bis zu seiner Wegschaffung bestohlen werden konnte.

Beflügelten Schrittes eilte ich jetzt fort nach Ida's Wohnung. Ich

fand sie auf ihrem Sofa, in Thränen schwimmend.

Ach Gott! rief sie mir entgegen, Sie kommen allein, ohne ihn, und in diesem Wetter? so ist es wahr? — ach Gott so ist es wahr? —

Was denn? Ida! was meynen Sie denn, das wahr sey? fragte ich, nicht ohne neue Bestürzung.

Ach Gott! Sie wollen mich vorbereiten. Gewiß ist meine Ahnung eingetroffen.

Und welche?

Mein Mann hatte mir verspro-
chen, mich heute in Ihrer Gesell-
schaft zu besuchen. Ich habe Sie
beide erwartet. Bey dem schreckli-
chen Gewitter ward mir so bang!
Ach Gott! dachte ich, wenn sie nur
nicht ausgegangen sind, oder, wenn
sie nur wohlbehalten herauskommen?
— Da geschah der schreckliche Schlag.
Ach in demselben Augenblicke dachte
ich — jetzt wird dein Mann erschla-
gen, und der Gedanke war so fest
vor meine Seele gewurzelt, daß ich
mich mit allen Trostgründen nicht

von ihm loszuringen vermochte. Nun kommen Sie allein . . . reden Sie . . .

Nun wohl! nahm ich das Wort, finde ich Sie so vorbereitet, so wär jede Zögerung von meiner Seite lächerlich. Ja, es ist denn so — an meiner Seite hat der Blitz ihn getödtet.

Sobald sie sich vom ersten Entsetzen erholt hatte, erzählte ich ihr alles, gab ihr die Ringe, Uhr, Geld und was ich ihm von Werthe abgenommen hatte, und eilte Anstalt zu

machen, den todten Körper ins Haus bringen zu lassen. Die Schreibtafel hatte ich, aus einem Zuge geheimer Ahnung, zurückbehalten.

Der Regen fiel häufig, aber demungeachtet eilte ich mit Leuten und einem Wagen hinaus, und schafften den todten Körper herein. Ida überließ sich ganz ihrem Schmerze bey der Leiche, und ich eilte ins Nebenzimmer, mich umzukleiden. Ich verschloß mich und konnte den Moment kaum erwarten, wo ich durch die Brieftasche die längsterfehnten Aufklärungen über meinen Freund erhal-

ten werde. Sobald ich mich ohne Zeugen wußte, zog ich die Brieftasche hervor. Ach mit Entsetzen sah ich dem fürchterlich-hellen Tage entgegen, der für mich aus dieser Brieftasche emporstieg.

VII.

Entsetzen.

Das hätte ich nimmermehr unter diesem gesucht! Kaum konnte ich mich von meinem Entsetzen erholen, kaum konnte ich mich fassen. Mich selbst fand ich in den Papieren der Brieftasche aufs schändlichste verrathen; die schändlichen Plane des Ordens lagen vor mir aufgedeckt.

„Er ist unser" hieß es unter andern in einem der Berichte, wo ich so genau geschildert war, wie kein Steckbrief einen Menschen abmalen kann „aber wir können noch nicht ganz auf ihn rechnen, denn er traut dem Orden noch immer zu wenig. Doch sind wir gegen ihn vorgerückt. Am Hofe seines Vaters ist er schon so geschildert, daß sein Vater, die Stände, und das ganze Land gegen ihn als einen Neuerer, als einen Ketzer und Despoten eingenommen ist, alle seine Neuerungsplane müssen scheitern. Das Verhältniß der beiden Höfe ist glücklich getrennt. Sein

Liebes-Bündniß mit der Prinzessin Auguste ist zerrissen. Man hat diese unnütze Schwärmerin in das Elisium spedirt, wohin sie sich vermuthlich besser schicken mag, als an einen Hof, der ihrer nicht bedarf, und dem sie durch ihre Liebschaft und eine zu hoffende Verbindung mit dem Prinzen auf jeden Fall nachtheilig werden mußte. Der Herzog ist nichts als unsere Maschine, die wir nach Gefallen an unserm Gängelbande lenken wie wir wollen, und der sich mit mystischen Tändeleyen beschäftigt, und da Weisheit sucht, wo sie am wenigsten zu finden ist. Der Prinz läßt sich durch Spiele-

reyen nicht fangen. Er ist schon zu weit überlegen, und blickt zu hell in die Karten. Die Liebe fesselte ihn an diesen Hof, an welchem wir ihn so lange erhalten müssen, bis wir unsern Zweck mit beiden Häusern völlig erreicht haben. Er scheint Ekel und Langeweile zu empfinden. Ein neues Spielhölzchen muß ihm vorgeworfen, seine Leidenschaft in neue Thätigkeit gesetzt werden. Denn nur Leidenschaft der Liebe vermag den Flüchtling zu fesseln. Du magst dich sträuben wie du willst, deine Frau muß ihn fesseln, wie sie einst den Prinzen im Kloster zum Schwärmer machen half.

und um die er noch seufzt, ohne zu ahnen, wie nahe sie ihm lebt. Es hilft nichts — Leidenschaft muß bey dem Prinzen erregt werden. Deine Gattin mag sagen, was sie will, sie muß ins Spiel willigen, sonst verrathen wir sie dem Prinzen, und du verlierst sie auf ewig.

Der Prinz muß mit unübersteiglichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, ehe er nur den Genuß deiner Gattin ahnen kann, und dann, wenn seine Leidenschaft in voller Glut auflodert, dann benutze den Augenblick . . . . —

Briefe von dieser Art fand ich über zwanzig, alle auf chinesisch Papier und in Chiffreschrift eines höheren Ordens-Grades geschrieben, welche man mir bis jetzt noch nicht mitgetheilt hatte, die ich aber, vermöge meiner früher erlernten Dechiffrirkunst alle leicht enthüllen konnte. Sorgfältig verschloß ich die Briefe wieder in ihre Tasche, steckte sie zu mir, und suchte mich so viel als möglich zu fassen, um noch zur Zeit keine Blößen zu geben.

Ich ging zurück in Ida's Zimmer. Ich fand ihre Augen ver-

weint, sie selbst aber wider vermuthen ruhig.

Sobald ich eintrat, kam sie mir entgegen.

Lieber Freund! sagte sie, längst schon harrte ich Ihrer. Wollen Sie mir in ein andres Zimmer folgen?

Sie faßte mich bey der Hand. Ich folgte maschinenmäßig.

Sie führte mich durch ihr Schlafzimmer zu einer geheimen Tapetenthüre, welche künstlich versteckt war,

und durch einen Druck mit dem Fuße gesprengt werden konnte. Sie deckte eine geheime Treppe, welche ins Dachgeschoss führte. Noch eine Thüre öfnete sie und wir standen in einem kleinen Zimmer, worinn allerhand physikalischer Apparat theils aufgestellt, theils unordentlich am Boden umherlag. Kisten mit Büchern und Briefen, und Manuskripten, standen gleichfalls umher.

Sorgfältig schloß sie die Thüre hinter uns ab, führte mich zu einem kleinen Sofa, und nahm an meiner Seite Platz.

Prinz! redete sie mich an, das Schicksal hat mir heute meinen geliebten Mann entrissen, und Ihnen einen Freund, der es war, so sehr er konnte, und der manchmal zwischen Freundschaftspflicht und Ordensdespotie die fürchterlichsten Kämpfe zu bestehen hatte. Sie sehen, daß ich nicht so traurig bin, als eine Wittwe nach dem Verluste eines Mannes, und zumal eines solchen Mannes, seyn sollte. Allein ich muß mich freuen und der Vorsicht danken, die mit einemmale einen Knoten zerhauen hat, der sich fürchterlich für Sie, den Herzog, mich und den Verstorbenen gelöst ha-

ben würde. Mit seinem Tode ist das Spiel vereitelt, das man mit Ihnen und mir noch vorhatte! Wie dank ich der Vorsehung, die alles zum Besten anwendete und jene Bubenpläne vereitelte. Opfer mußten fallen — Sie, der Herzog, Ihr Vater, Ihre Mutter, Ich, und Prinzessin Auguste ist leider schon gefallen. — Aber es ist besser, daß mein unglücklicher Gemahl allein Augusten begleitete, als daß Sie alle dem Schlachtopfer folgten, wohin Sie jene Rotte senden wollte. Er hat schwer gekämpft; Gottlob er ist vorüber! er hat des Lebens härtesten Strauß bestanden.

Wie oft hat er geschwankt, wie oft war er im Begriff, Ihnen alles zu entdecken. Aber die Furcht vor Ihrer Hitze hielt ihn zurück. Jetzt ist er todt und seine Schuld gebüßt, durch des Schicksals schreckliches Gericht.

Sie waren sein Freund! Sie gelobten mir und ihm sich meiner anzunehmen. Halten Sie Wort. — Der Gehalt dieses Zimmers sey Ihr Lohn. Hier in diesen Kisten liegt das Hauptarchiv des Ordens. Hier liegen Bosheiten und Geburten der Mitternacht verborgen, auf die Belial selbst nicht gekommen wär. Der

Orden ist in Ihrer Hand. Sie können den unglücklichen Herzog entlarven und ihn und Ihr Haus retten. Nehmen Sie schnell das ganze Archiv unter Siegel und lassen es fortschaffen. Ich begebe mich in Ihren Schutz, den Sie mir gewiß nicht versagen werden, da ich Ihnen Geheimnisse zu enthüllen habe, die für uns alle von größter Wichtigkeit seyn müssen. —

Ich war überrascht von dem unerwartet edeln Zuge des liebenswürdigsten Weibes. Schloß sie voll Rührung in meine Arme, versicherte sie meiner Achtung und Liebe, und sagte

ihr, daß mich die Brieftasche ihres Mannes bereits auf eine fürchterliche Spur gebracht habe. Sie versprach mir noch mehrere Aufschlüsse, bat aber vor jetzt nur zu eilen, daß alles in Sicherheit kommne.

Die Besorgniß der Leiche ihres Mannes wurde den Hausgenossen überlassen. Wir packten das Archiv zusammen, und ich fertigte einen Boten nach der Stadt ab, der sogleich meinen Haushofmeister von meiner Abreise unterrichten sollte. In einem Briefe, den er dem Herzog eigenhändig zustellen sollte, sagte ich

diesem, daß er sogleich das Zimmer und die Papiere des Grafen, welcher so eben gestorben sey, unter Siegel nehmen und selbst untersuchten möchte, ohne einen Ordensbruder dazu zu nehmen.

Der Bote konnte nicht eher, als spät in der Nacht, oder am andern Morgen erst ankommen, da wir ihn nicht eher abschickten, bis wir selbst das Landhaus verließen.

Nach ununterbrochener Reise von vier Tagen und eben so viel Nächten

kamen wir Nachts auf einem unsrer Landgüter an.

Meine erste Sorge war, sogleich die Ordensdokumente in Sicherheit zu bringen, und dann nach der Residenz zu eilen, um meinem Vater von der wichtigen Entdeckung Nachricht zu geben. Diese, hoffte ich, würde ihn mit mir versöhnen und auf andere Gedanken über gewisse Menschen bringen, die ihn umlagert hielten, und wahrscheinlichst mit jenem Orden in Verbindung standen. Alles dieses mußte schnell geschehen, da ich nicht wissen konnte, welche Maaßregeln die Or-

densbrüder gegen mich nehmen würden, wenn sie mit meiner und Idas schnellen Abreise, mit dem Verschwinden des Archivs vielleicht den Schlag ahneten, der sie über kurz oder lang treffen müßte, und den sie, dem allgemeinen Untergange auszubeugen, sey es auch durch welche Mittel, von sich abwenden mußten.

VIII.

Erfüllte Ahnungen.

Man war mir von Seiten des Ordens am Hofe meiner Eltern wirklich zuvorgekommen, hatte eine Menge verläumdungen von mir auszustreuen gesucht. Die erste Audienz bei meinem Vater vernichtete sie alle.

Im Verlauf meiner Berichte, die ich zu seinem nicht geringen Erstaunen

mit Ordenspapieren belegte, kam er wie von ungefähr auf die Frage, die aber lange auf seiner Seele geschwebt hatte: wer das Mädchen oder die räthselhafte junge Dame sey, die ich auf meinem Schlosse verborgen halte? Man habe ihm viel Böses von ihr erzählt.

Ich will, nahm ich das Wort mit der Freymüthigkeit eines Mannes, der sich nichts übeln bewußt ist, sie weder vertheidigen noch beschuldigen. Aber das weiß ich, das kann ich auf Fürstenehre behaupten — sie ist eines der schönsten weibli-

chen Geschöpfe, die ich jemals sah, und eben durch den edeln Zug, mit dem sie mir die geheimen Papiere auslieferte, die Retterin unseres Hauses. Sie kennen nun den fürchterlichen Inhalt jener Briefe, sie enthüllen die Absichten einer Rotte, die Sie gleich dem Herzoge von — fürchterlich umgiebt — entscheiden Sie nun selbst, in wie weit ich einer Person verpflichtet bin, wie Ida —.

Sie war Nonne . . . .

Ich kann über ihre Geschichte nichts bestimmtes sagen. Noch kenne ich sie selbst zu wenig.

Mein Vater äußerte den Wunsch, sie persönlich kennen zu lernen.

Sie ist in der Residenz, und mir nachgefolgt aus Furcht, in meiner Abwesenheit auf jenem Landsitze durch Veranstaltung der Ordensbrüder, die gewiß alles aufbieten werden, sich an ihr zu rächen, sie in ihren Besitz zu bekommen, geraubt, oder mißhandelt zu werden.

Ich eilte zu ihr, und brachte sie ins Zimmer meines Vaters. Sie war tief verschleyert. Ich fand auch meine Mutter gegenwärtig. Die Neu-

gier nach der Fremden, von deren Schönheit man sehr viel gesprochen, hatte sie ins Zimmer herüber gelockt.

Eine sonderbare Katastrophe bereitete sich hier, die keines von uns erwartet hätte.

Eine Regung, die meine Mutter nicht verbergen konnte, als sie ins Zimmer trat, war mir nicht entgangen.

Näher Liebe! sagte sie, und wies ihr einen Platz neben sich auf dem Sofa an.

Sie sind also die Unglückliche Wittwe des Grafen, redete sie meine Mutter an, als Ida ihren Schleyer zurück schlug und das Engelsgesichtchen zeigte, vom Schmerz verschönt. Sie bejahte die Frage mit einiger Verlegenheit.

Meinem Vater sowohl, als der Mutter fielen ihre Züge auf.

Wie alt sind Sie? nahm meine Mutter die Frage.

Neunzehn Jahre.

Sie waren auch Nonne?

Ja man hat mich in ein Kloster gesteckt, und diesen Winter entführt.

Sie sind nicht aus eignem Antriebe aus dem Kloster gegangen?

Nein — leider war ich nur das unglückliche Spielzeug einer Menschenrotte, die ich zu spät kennen lernte, um meinem Unglück zu entgehen.

Ihre Eltern konnten Sie nicht schützen?

Ich kenne meine Eltern nicht.

Alles was ich von meiner Abkunft weiß, ist nur dieses weinige. Durch Treulosigkeit meiner Wärterin hat man mich als zweyjähriges Kind meinem Vaterhause entrissen. Wahrscheinlich stamme ich von hoher Geburt. Dieses beweist eine goldne Ordensinsignie, die man mir nebst den Windeln gelassen hatte, und die mir auch die Nonnen, bei meiner Entweichung aus dem Kloster wieder zustellten. Man gab mich als Kind in jenes Kloster, wo mich in der Folge der Herzog entdeckte, und eine unglückliche Leidenschaft zu mir faßte. Dort wurde ich bis in mein zwölftes

Jahr erzogen, und niemand in der Welt schien sich um mich zu bekümmern, als hie und da ein Jesuit, in dem ich in der Folge dasselbe furchbare Oberhaupt jenes mystischen Ordens wieder erkannt habe, der immer angelegentlich nach mir fragte. Ich bezeigte, weil ich nichts besseres kannte, als was mich in jenen heiligen Mauern umgab, Neigung zum Klosterstande. Der Jesuit schien dawider zu seyn, als ich aber zu sehr darauf bestand, willigte er ein, doch nur so, daß ich erst in meinem funfzehnten Jahre eingekleidet werden, und im sechzehnten das Gelübd einstweilen nur auf

drey Jahre ablegen sollte. Ich mußte und konnte mit dieser Bedingung zufrieden seyn, und lebte harmlos bis zur Zeit meiner Einkleidung. Leidenschaft war nicht in meinem Herzen, und ich konnte dem Himmel eine reine Seele weihen. Die Klosterschwestern liebten mich und ich galt als Muster der Reinheit, und Gottesfurcht. Ruhig war ein Jahr vorüber gegangen, als plötzlich ein entscheidender Augenblick alle schönen Hoffnungen für die Zukunft zertrümmerte.

Man giebt im Kloster jeder jungen

Nonne eine Verrichtung, ein Amt. Den jüngsten gewöhnlich das beschwerlichste.

Mir hatte man die Besorgung der Sakristey übertragen, hier hatte ich die Kirchenwäsche zu besorgen, an jedem Morgen die Meßgewänder aufzulegen, die gebraucht werden sollten; die Altäre zu verzieren, und was sonst noch zur Kirche gehört. Die Geistlichen, welche zum Messelesen früh in die Sakristey kommen, fanden mich artig, betrugen sich äußerst höflich gegen mich, sagten mir auch wohl kleine Schmeicheleyen, das

alles ging still an meinem Herzen vorüber.

Allein an einem Abend, es war eben das Fest Marien Heimsuchung gewesen, als ich den Altarputz nach der Komplet wieder abnahm, und ich mich mit den Dekorationen des Festes, welche alle wieder an ihren Platz in Verwahrung gestellt werden mußten, beschäftigte, wurde unvermuthet die Kirche von außen geöfnet. Ich wollte fortlaufen ins Innere des Klosters, allein meine Pflicht erfoderte zu bleiben.

Der Herzog an der Seite des Exjesuiten trat herein. Letzterer machte ihn auf die schönen Gemälde der Kirche und ihre sonstigen Merkwürdigkeiten aufmerksam. Mich schien er nicht zu bemerken — Jetzt weiß ich freylich bestimmt, daß er den Herzog absichtlich wegen mir in die Kirche führte.

Die Blicke des Herzogs wurzelten auf mir. Ich muß gestehen, der Anblick dieses schönen jungen Mannes machte einen Eindruck auf mich, wie ich vorher noch keinen ähnlichen kannte, Fieberhitze, und Fieberfröst liefen

wechselnd durch meine Adern. Ich fühlte, daß mein Gesicht glühte.

Jetzt sah ich, daß der Herzog den Jesuiten um mich befragte, daß die Unterhaltung der beyden meine Person betraf. Nicht lange, so kamen sie auf mich zu. Der Jesuit redete mich an. So fleißig Schwester Ida? Ich dankte seiner Anrede, und schnell mischte sich der Herzog in die Unterhaltung.

Er sagte mir eine Menge Schmeicheleyen, die mein junges Herz, an dergleichen, und aus dem Munde

eines so schönen Jünglings noch nicht gewöhnt, in nicht geringe Bewegung setzten. Erlassen Sie mir die Schilderung jener Erstlingsgefühle.

Seitdem besuchte mich der Herzog alle Nachmittage auf meiner Zelle, was sonst den Regeln unsres Ordens, und der Observanz eines jeden Nonnenklosters zuwider ist. Aber er war Herzog, war Landesherr, und beschenkte die Nonnen reichlich. Ich sah ihn gern. Er lehrte mich die süßen Gefühle der Liebe kennen, und schwärmte mit mir im süßesten, erhabensten Platonismus. Die Oberin,

statt mich zu warnen, lehrte mich die Kunst, sein Herz zu fesseln — die ich verabscheuete, und — dank sey es der Vorsehung! nie benutzt habe. Der Herzog war mir jetzt so warm mit Liebe zugethan, daß er nicht mehr von mir lassen konnte. Auch ich konnte nicht mehr leben ohne ihn. Er schrieb Gedichte, sang Lieder der Liebe, und reizte jetzt durch schlüpfrige Lektüre meine Sinnlichkeit. Meine Lage im Kloster war einzig. In der heiligsten Freystatt der Verführung am leichtesten ausgesetzt, und von meinen Mitschwestern nicht verachtet, vielmehr beneidet und ver-

ehrt — aber von meinem Gewissen über das Betragen der Nonnen und mein eigenes mit Vorwürfen gemartert — dann von der Liebe und Leidenschaft mit einer Ueberredungskunst entschuldigt, gegen die das Gewissen mit alle seinen Ermahnungen im tiefsten Schlaf versank. So wiegte ich mich in den süßesten Träumen, als einst in der Nacht meine Zelle geöfnet wurde, die Oberin hereintrat, mir befahl, mich anzukleiden, und meinen Koffer zu packen. Ein Donnerschlag für mein Herz. Allein ich kannte meine Regel und mußte gehorchen. Bis gegen Morgen war alles

in Ordnung. Dann führte man mich zu einem Reisewagen, worin der Exjesuit saß, der mich noch vor Sonnenaufgang aus der Stadt und in ein andres Kloster brachte, wo ich in strenge Obhut genommen wurde. In der Folge habe ich die Ursache meines Verschwindens erfahren. Ich habe erfahren, daß man mich in jenem Kloster für todt ausgegeben und eine Puppe statt meiner begraben hat — denn in der Folge mußte ich in den Versammlungen des Ordens, wo Geister beschworen würden, dem Herzoge als Geist erscheinen, um ihn in seiner schwärmerischen Spannung zu un-

terhalten. Das Herz blutete mir, wenn ich solche Gaukeleyen machen mußte, aber der fürchterliche Jesuit mit seiner eben so schrecklichen Rotte zwang mich mit den fürchterlichsten Drohungen.

Erlassen Sie mir wenigstens jetzt — eine detaillirte Schilderung von meiner traurigsten Lebensperiode. Die Ordenspapiere enthalten alles. Dort werden Sie so manches Ungewöhnliche finden und mir gewiß das innigste Mitleid nicht versagen.

Der Graf, eines der thätigsten

Ordensglieder ward durch meine Leiden gerührt. Er liebte mich. Meine Leidenschaft war erregt, er versprach mir Rettung aus den Klauen jener Tieger. Ich reichte ihm meine Hand. Er hat Wort gehalten, und war eben im Begriff den ganzen Schreckensplan des Ordens zu enthüllen, nur war er um Mittel verlegen, wie er sich dann gegen die Rache jener Krypto-Jesuiten sichern sollte, als der Tod ihm im Blitze entgegen kam, und ihn mit so manchem vortreflichen Anschlage für das Wohl der Menschheit vernichtete.

Sie ward von meiner Mutter unterbrochen. Gräfin, sagte sie, von einem Orden sprachen Sie vorhin, den Sie als Kind gehabt haben?

Hier ist er, sagte sie, und legte ein goldnes Kreuzgen auf den Tisch.

Meine Mutter erschrack, und ohne etwas zu sagen, zog sie ihr das Kleid vom linken Arm und entdeckte ein Muttermaal in der Gegend der Schulter.

Sie haben Ihre Eltern wieder gefunden, Gräfin! rief sie aus —

Umarmen Sie Ihre Tochter, sagte sie zum Vater — unsre verlorne, vielbeweinte Amalie.

Ich sank ihr sprachlos in die Arme... Eine Schwester hatte ich gefunden, und eine Geliebte verloren, denn das war sie meiner Seele geworden.

Der Herzog war von allem benachrichtigt worden; allein theils seine Schwärmerey, die im Orden bis zum höchsten Grade gereizt worden war, theils seine geschwächte Gesundheit, ließen nur nachtheilige Folgen

von der heftigen Gemüthserschütterung über die fürchterliche Entdeckung ahnen. Der Unglückliche, dem jetzt die Gefahr so plötzlich enthüllt wurde, in der er schwebte, war von der zu schnellen Aufklärung — schwermüthig, und mußte in der Folge seine Regierung an eine Nebenlinie des Hauses abtreten. Dieses lag im Plane des Ordens, der auch noch in seiner Vernichtung seinen fürchterlichen Zweck erreicht hatte.

In heitern Stunden schrieb er Briefe der süßesten Schwermuth an Amalien, die sich einsam auf einem

Landsitze verzehrte, und kaum ein Jahr nach jener furchtbaren Katastrophe überlebte, wo sie zur friedlichen Gruft getragen wurde. Gott! welchen Jammer, welche Unordnung brachte jene finstere Rotte betrügerischer Bösewichter über unser Haus und so manchen glücklichen Staat.

Thränen treten mir in die Augen, da ich die Feder ergreife, jene letzten Schicksale eines erlauchten Hauses nieder zu schreiben, das ein Opfer jener boshaften Gaukler wurde. Aber das Wohl der Menschheit fodert es von mir, vor Gefahren zu warnen,

die den Staaten Europas den Untergang drohen.

Mehr als eine Million Menschen sind in der Welt, am Gängelbande des Betrugs und der List geführt worden; sie sind mehrentheils unter dem Namen mystischer Gesellschaften bekannt. Eine Menge redlicher und tugendhafter Menschen, die der Hang, Wahrheit im mystischen Gesellschaften zu suchen, und die Hoffnung, sie dort zu finden, anlockt, stehn im Dunkeln, und erwarten Licht in der Finsterniß. Als Freunde der Unschuld sehen sie die Gefahren nicht, die sie

licher Mysterien verhüllten ihre schwarze Absicht.

Sie zogen sich Zöglinge und Theilnehmer unter dem Scheine der Tugend, und verhüllten ihre Absichten unter hieroglyphischen Symbolen, die sie den Weisen des Alterthums geraubt hatten.

Das heilige Pentagon der Alten ist zertrümmert, aus den Kindern des Lichts sind Söhne der Finsterniß geworden, das Gebäude des unsterblichen Bako ist gesunken, und Schlangen verstecken sich unter seine Ruinen.

Im Heiligthume der Mysterien findet man nicht mehr die großen Geheimnisse der Priester der Natur, die den Eingeweihten zum Weisen bildeten; Staatsplane werden dort ausgebrütet, um Universal-Monarchieen zu errichten, um Revolutionen unter den Menschen zu verursachen, um eine Hydra auf den Thron zu schwingen, unter deren Despotendrucke die Menschheit schmachten soll.

So spielen einige seit Jahrhunderten ungestraft mit Millionen von Menschen.

licher Mysterien verhüllten ihre schwarze Absicht.

Sie zogen sich Zöglinge und Theilnehmer unter dem Scheine der Tugend, und verhüllten ihre Absichten unter hieroglyphischen Symbolen, die sie den Weisen des Alterthums geraubt hatten.

Das heilige Pentagon der Alten ist zertrümmert, aus den Kindern des Lichts sind Söhne der Finsterniß geworden, das Gebäude des unsterblichen Bako ist gesunken, und Schlangen verstecken sich unter seine Ruinen.

Im Heiligthume der Mysterien findet man nicht mehr die großen Geheimnisse der Priester der Natur, die den Eingeweihten zum Weisen bildeten; Staatsplane werden dort ausgebrütet, um Universal-Monarchieen zu errichten, um Revolutionen unter den Menschen zu verursachen, um eine Hydra auf den Thron zu schwingen, unter deren Despotendrucke die Menschheit schmachten soll.

So spielen einige seit Jahrhunderten ungestraft mit Millionen von Menschen.

Ordensglieder ward durch meine Leiden gerührt. Er liebte mich. Meine Leidenschaft war erregt, er versprach mir Rettung aus den Klauen jener Tieger. Ich reichte ihm meine Hand. Er hat Wort gehalten, und war eben im Begriff den ganzen Schreckensplan des Ordens zu enthüllen, nur war er um Mittel verlegen, wie er sich dann gegen die Rache jener Krypto-Jesuiten sichern sollte, als der Tod ihm im Blitze entgegen kam, und ihn mit so manchem vortreflichen Anschlage für das Wohl der Menschheit vernichtete.

Sie ward von meiner Mutter unterbrochen. Gräfin, sagte sie, von einem Orden sprachen Sie vorhin, den Sie als Kind gehabt haben?

Hier ist er, sagte sie, und legte ein goldnes Kreuzgen auf den Tisch.

Meine Mutter erschrack, und ohne etwas zu sagen, zog sie ihr das Kleid vom linken Arm und entdeckte ein Muttermaal in der Gegend der Schulter.

Sie haben Ihre Eltern wieder gefunden, Gräfin! rief sie aus —

Umarmen Sie Ihre Tochter, sagte sie zum Vater — unsre verlorne, vielbeweinte Amalie.

Ich sank ihr sprachlos in die Arme... Eine Schwester hatte ich gefunden, und eine Geliebte verloren, denn das war sie meiner Seele geworden.

Der Herzog war von allem benachrichtigt worden; allein theils seine Schwärmerey, die im Orden bis zum höchsten Grade gereizt worden war, theils seine geschwächte Gesundheit, ließen nur nachtheilige Folgen

von der heftigen Gemüthserschütterung über die fürchterliche Entdeckung ahnen. Der Unglückliche, dem jetzt die Gefahr so plötzlich enthüllt wurde, in der er schwebte, war von der zu schnellen Aufklärung — schwermüthig, und mußte in der Folge seine Regierung an eine Nebenlinie des Hauses abtreten. Dieses lag im Plane des Ordens, der auch noch in seiner Vernichtung seinen fürchterlichen Zweck erreicht hatte.

In heitern Stunden schrieb er Briefe der süßesten Schwermuth an Amalien, die sich einsam auf einem

Landsitze verzehrte, und kaum ein Jahr nach jener furchtbaren Katastrophe überlebte, wo sie zur friedlichen Gruft getragen wurde. Gott! welchen Jammer, welche Unordnung brachte jene finstere Rotte betrügerischer Bösewichter über unser Haus und so manchen glücklichen Staat.

Thränen treten mir in die Augen, da ich die Feder ergreife, jene letzten Schicksale eines erlauchten Hauses nieder zu schreiben, das ein Opfer jener boshaften Gaukler wurde. Aber das Wohl der Menschheit fodert es von mir, vor Gefahren zu warnen,

die den Staaten Europas den Untergang drohen.

Mehr als eine Million Menschen sind in der Welt, am Gängelbande des Betrugs und der List geführt worden; sie sind mehrentheils unter dem Namen mystischer Gesellschaften bekannt. Eine Menge redlicher und tugendhafter Menschen, die der Hang, Wahrheit im mystischen Gesellschaften zu suchen, und die Hoffnung, sie dort zu finden, anlockt, stehn im Dunkeln, und erwarten Licht in der Finsterniß. Als Freunde der Unschuld sehen sie die Gefahren nicht, die sie

umgeben, sie werden von unbekannten Obern wie Kinder geführt, getäuscht durch falsche Erwartungen. Man mißbraucht die Leichtgläubigkeit der Frommen und bedient sich des Arms der Unschuld zu ungerechten Thaten.

Ich erröthe nicht, daß ich in einer Gesellschaft von Brüdern war, wo ich so oft den herrlichsten Tugenden der Menschheit im stillen opfern sah; ich lernte da die besten der Sterblichen kennen. Aber sie wurden geleitet durch die Hoffnung, Weisheit und Wissenschaften zu finden, und mit einer ewigen Erwartung getäuscht.

Wie schauderte ich zurück, als ich einen Blick in das Unterste des Tempels warf, den falsche Verehrer des Lichts aufbauten.

Da sah ich kalte Obere, die Staatsplane entwarfen, Welten regieren wollten, und Entwürfe ihres Eigennutzes durchsetzten; höhnisch lächelten sie über die tändelnde Tugend, der das Auge in niedern Graden verbunden war. Noch nicht kühn genug, weil die Anzahl der Bösen zu wenig war, sich der Welt zu entdecken, verhüllten sie sich noch in die Larve der Tugend, und dicke Wolken unverständ-

umgeben, sie werden von unbekannten Obern wie Kinder geführt, getäuscht durch falsche Erwartungen. Man mißbraucht die Leichtgläubigkeit der Frommen und bedient sich des Arms der Unschuld zu ungerechten Thaten.

Ich erröthe nicht, daß ich in einer Gesellschaft von Brüdern war, wo ich so oft den herrlichsten Tugenden der Menschheit im stillen opfern sah; ich lernte da die besten der Sterblichen kennen. Aber sie wurden geleitet durch die Hoffnung, Weisheit und Wissenschaften zu finden, und mit einer ewigen Erwartung getäuscht.

Wie schauderte ich zurück, als ich einen Blick in das Unterste des Tempels warf, den falsche Verehrer des Lichts aufbauten.

Da sah ich kalte Obere, die Staatsplane entwarfen, Welten regieren wollten, und Entwürfe ihres Eigennutzes durchsetzten; höhnisch lächelten sie über die tändelnde Tugend, der das Auge in niedern Graden verbunden war. Noch nicht kühn genug, weil die Anzahl der Bösen zu wenig war, sich der Welt zu entdecken, verhüllten sie sich noch in die Larve der Tugend, und dicke Wolken unverständ-

licher Mysterien verhüllten ihre schwarze Absicht.

Sie zogen sich Zöglinge und Theilnehmer unter dem Scheine der Tugend, und verhüllten ihre Absichten unter hieroglyphischen Symbolen, die sie den Weisen des Alterthums geraubt hatten.

Das heilige Pentagon der Alten ist zertrümmert, aus den Kindern des Lichts sind Söhne der Finsterniß geworden, das Gebäude des unsterblichen Bako ist gesunken, und Schlangen verstecken sich unter seine Ruinen.

Im Heiligthume der Mysterien findet man nicht mehr die großen Geheimnisse der Priester der Natur, die den Eingeweihten zum Weisen bildeten; Staatsplane werden dort ausgebrütet, um Universal-Monarchieen zu errichten, um Revolutionen unter den Menschen zu verursachen, um eine Hydra auf den Thron zu schwingen, unter deren Despotendrucke die Menschheit schmachten soll.

So spielen einige seit Jahrhunderten ungestraft mit Millionen von Menschen.

Monarchen! Menschen! es ist Zeit! es ist hohe Zeit! Nehmt die Binde von euern Augen, zerreißt die Sklavenkette, die euch frömmelnde Bösewichter unter dem trügenden Scheine, die Religion als politisches Zwangsmittel zu benutzen, gegen Wahrheit und Aufklärung anlegen; ergreifet die Fackel der Vernunft, beleuchtet ihre heuchlerischen Larven und Phantome, dringt mit ihr in jene Mördergruben des Verstandes, wo sich Fanatismus, Despotie und Aberglaube die schrecklichsten Opfer schlachtet, durchleuchtet die finstern Gewölbe ihrer vorgeblichen Mysterien.

Nehmt jeden Gutdenkenden, jeden Edeln, den ihr geprüft habt, in Schutz gegen den Nepotismus jener Schwärmer.

Es sind wenig mystische Gesellschaften, die nach dem Endzwecke der Institution der Edeln arbeiten, sich der Gottheit zu nahen; die Tugend an die Stelle der Gleisnerey, und die Wahrheit an die Stelle des Irrthums, und Grundsätze an die Stelle der Vorurtheile zu stellen, war ihre erste Beschäftigung; den Menschen zu überzeugen, daß einer dem andern nothwendig ist, daß wir alle Men-

schen und Brüder sind, ihre Arbeiten. Viele Gute in niedern Graden glauben dieses noch zu finden, da oft verdeckte Obere ganz andre Plane ausbrüten.

Es ist Zeit, den Vorhang zu zerreißen, auf den die Tugend gemalt ist, die der Redliche ansieht und bewundert, während auf dem Theater sich die Schauspieler rüsten, den Brand von Karthago vorzustellen.

Ende.

Folgende Schriften sind mit Recht zu empfehlen:

Adelhaupt von Stockfisch. Vom Verfasser Sauls 2ten, genannt der dicke König. Mit 1 Kpf. und Vignette von Schule. 8. 2 Thle. 2 rthlr. 8 gr.

Adelma, die Fürstenbuhlerin, aus den Memoires der Gräfin von L.*** 2 Thle. 8. 1 rthlr. 16 gr.

Alle Teufel! Keine Wahrheit! oder! vom Verf. der privatisirenden Fürsten und der Apologie ach! des Erbadels 2 Thle. 8. 1 rthlr. 16 gr.

Apologie, ach! des Erbadels. Aus den Papieren eines deutschen Fürsten. Herausgegeben v. Verfasser d. priv. Fürsten. 2 Bde. 8. 2 rthlr.

Arnold, Th. F. K., Amalia Balba. Wiedersehn der Geliebten nach dem Tode. Eine psychologische Erscheinung aus dem Gebiete der Geisterseherei und genau wahr. 8. 1 rthlr.

Aschenbrenners, W., die schrecklichsten Jahre meines Lebens. Meine Leiden und Verhaftung zu Königsberg und Spandau, und meine Verbannung in die Bergwerke nach Sibirien, meine Flucht in die Steppen der Mungolei, meine Abentheuer in China. Von ihm selbst beschrieben. 3 Thle. 8. 4 rthlr. 10 gr.

Brillenpulver und Augensalbe. Vom Verf. der privatisirenden Fürsten. 8. 6 gr.

Bruder Jonas, der Mennonit, herausgegeben v. Verf. des Fürsten von Schwabenberg, 8. 2 Bände. 1 rthlr. 16 gr.

Chatinka, unglückliche Fürstentochter v. — K — l —. Nebst der Biographie meiner fürstlichen Mutter. 8. 2 Bändchen. 1 rthlr. 16 gr.

Dessalines, Tyrann der Schwarzen und Mörder der Weißen auf St. Domingo. 8. 16 gr.

Edmund Olivier, ein Seitenstück zu Rousseau's Heloise. Aus d. Engl. 2 Bändchen. Mit 1 Kupfer v. Kohl. 8. 1 rthlr. 16 gr.

Engel, die, der Finsterniß. Herausg. v. Verf. der priv. Fürsten. 2 Bände. 8. 1 rthlr. 16 gr.

Ferdinand und Karoline, oder Wiedererscheinung miner betrogenen Mädchen. 20 gr.

Friederike, die dreifache, Schauspielerin und unglücklich durch Glauben, Hoffnung und Liebe. Eine wahrhafte Geistergeschichte aus dem Nachlasse des unglücklichen Königssohns von **in — 8. 1 rthlr.

Fluch, der, der Geburt, oder Ueberreste der gesetzlichen Rohheit. Mit 1 Kpf. von Jury. 3 Thle. 8. 1 rthlr. 12 gr.

Fürsten, die privatisirenden 3 Thle. 8. 4 rthlr. 20 gr.

Fürst, der, von Schwabenberg, und die neuesten privatisirenden Fürsten 1r Bd. 8. 1 rthlr. 8 gr.

Fürstenfrauen, die privatisirenden. Zugabe zu den privatisirenden Fürsten. 8 1 rthlr. 8 gr.

Fürstentochter, die, 2 Theile. 8. 1 rthlr. 16 gr.

Gallopyaden und Bocksprünge auf dem Steckenpferde meiner Laune. Ein komischer Roman. Vom Verf. des silbernen Kalbes. 2 Bde. 8. 1 rthlr. 16 gr.

Garnerins, B., Reisen über der Erde, gezeichnet und geschrieben fürs große Publikum. 8. 16 gr.

Georges, Chef der Chouans, Held der Vendee und Oberhaupt der Verschwornen des höllischen Blutbundes. 2 Bände. 8. 1 rthlr. 4 gr.

Götter, Europens, im Fleisch. Ein Gemälde aus der politischen Welt. Vom Verf. der Mirada und Sauls 2ten. Mit 1 satyr. Kpf. 2 Thle. 8. 1 rthlr. 12 gr.

Gott, der, der Lazzaroni, oder Nivolis Schutzgeist auf der Flucht. Ein Seitenstück zu Saul 2. König von Kanonenland. Mit 1 satyr. Kpf. 8. 1 rthlr. 12 gr.

Gott Wezels Zuchtruthe des Menschengeschlechts, eine Zugabe zu Tob. Knaut. Aus Familiennachrichten gezogen. 1r 4 Bd. 8. 3 rthlr.

Harlekins Wiedergeburt. Ein Spiel lustiger Intrigue, von Heinrich Schorch. 8. 16 gr.

Johanne Soutgate, die neue Prophetin in England. Ein Gemälde des Mystizismus aus unsern Tagen. Aus den Mem. des Herzogs von **inaham und den Ritualien des neuerstandenen Ordens Jesu Christi. Roman aus jetzigen Zeiten. 8. 2 Theile. 12 rthlr. 16 gr.

Jonas, der schwarze, Kapuziner, Räuber und Mordbrenner, ein Blutgemälde aus Schinderhannes Genossenschaft 8. 1 rthlr.

Jungfrau, die, von London, oder geheime Hofgeschichten von Hannover. 2 Thle. 8. 1 rthlr. 16 gr.

Judith, ein Roman aus dem Englischen. 2 Thle. 8. 2 rthlr. 16 gr.

Kantoschkin, der schreckliche Muttermörder von St. Petersburg. Eine Kriminalgeschichte aus seinen Untersuchungsakten biograph. bearbeitet. 8. St. Petersburg und Moskau. 18 gr.

Kuh, die silberne; vom Verf. des silbernen Kalbes ꝛc. Ein Roman 1r 2r 3r und letzter Band 8 3 rthlr. 8 gr.

Kakodämon der Schreckliche, Pansalvins und Miranda's Donnerkeil, Revisor der Menschenrechte. Mit 1 Kpf. von Schule. 8. 1 rthlr. 8 gr.

Kalb, das silberne. Eine Zugabe zum goldenen u. s. w. 1r bis 4r Bd. 8. 3 rthlr.

Karolina Millifiori, oder die Schrecken des gelben Fiebers auf Malaga 8. 1 rthlr.

Karrikatur, die nordische, oder Leben und Tod des nordischen Riesen Pauloaster. Gezeichnet und geschrieben fürs große Publikum. 3 Thle. 8. 2 rthlr.

Kind, das, der Liebe und des Glücks. Mit 1 Kupf. und 1 Vign. von Rosmäßler und Böttger. 2 Thle 8. 2 rthlr.

Könige, Roms, von Leder: eine Farce, gefunden in Midas langen Ohren von Arriftius, einem Grobschmidte. Aus dem Römischen. 8. 6 gr.

Leben, Leiden und Schicksale des unbekannten Philosophen Saint Martin, Stifter des Ordens der wohlthätigen Ritter vom neuen Jerusalem. Aus dem französischen Manuskript seines Tagebuchs ausgezogen. 3 Thle. 8. 2 rthlr. 12 gr.

Land, das, der Geheimnisse, oder die Pyramiden. 2 Bdchn. mit 1 Kpf. von Schule. 8. 1 rthlr. 12 gr.

Leben des Prinzen von Ardua. 3 Bde. 2 rthlr. 12 gr.

Leiden des jungen Motz. Vom Verf. des silbernen Kalbes. 3 Th. 8. 1 rthlr. 22gr.

Marsiluin, das heilige Mädchen aus Theben, oder Arasmeno der weise Seher. Ein Blatt aus den Zeiten der Mysterien. 8. 1 rthlr. 4 gr.

Mehee, die verrätherischen Plane Englands und der Jakobiner wider das Leben des Kaisers, und der Freiheit des französischen Volks. Aus Originalquel-

len und dem Briefwechsel Drake's dargestellt Aus dem Französischen, mit 1 Karrikatur. 8. 20 gr.

Meuchelmörderin, die, nebst der Beichte ihrer Sünden. Aus den Papieren der Giftmischerin Ur****s in B. Ein wahrer Roman, von ihr selbst geschrieben 8. 1 rthlr. 16 gr.

Miranda, Königin im Norden. Geliebte Pansalvins. Mit 1 Kupfer. 8. 1 rthlr. 8 gr.

Moreau's Leben, seine Anklage und Vertheidigung. Aus Staatspapieren 8. 2 Bände. 1 rthlr. 18 gr.

Muttergottesbild, das, oder die Himmelsstadt. 3 Bdchn. 8. 3 rthlr.

Nonne, die, am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, oder das Paradies in der Wüste. Ein Seitenstück zu Schad's Mönchen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. 8. 1 rthlr. 4 gr.

Osymandias, König von Aegypten. 2 Bdchn. mit 1 Kpf. 8. 1 rthlr. 12 gr.

Pachterin, die schöne. 2 Bde. mit 1 Kpf. 8 2 rthlr. 8 gr.

Paradies, das, der Liebe. Ein Klosterroman, herausgegeben von J. B. Schad, Doktor der Philosophie in Jena, ehemaliger Mönch zu Kloster Banz. 2 Bdchn. 8. 2 rthlr. 16 gr.

Parrunkowitsch, der mächtige, nebst einigen andern Miniatur-Gottheiten.

Vom Verf. Sauls und Miranda. 2 Thle. 8. 1 rthlr. 8 gr.

Pater Damian und die schöne Christel. Ein Klosterroman. 2 Theile. 8. 1 rthlr. 10 gr.

Pichegrü, Obergeneral der Franzosen, Söldner Englands, Verschworner gegen sein Vaterland, Selbstmörder. Eine biographische Schilderung aus Originalquellen und den Schriften des Bürgers Mehee. 2 Bde. 8. 1 rthlr. 4 gr.

Pierre, Jean, die Geburtsstunden der Hölle, mit 1 Kpf. v. Schule. 8. 18 gr.

Reisen empfindsame, durch den europäischen Olymp. Vom Verf. d. Miranda. 2 Bde. 8. 1 rthlr. 8 gr.

Reisen unter Sonne, Mond und Sternen. Ein biographisches Gemälde. Mit Kpfn. von Jury. 2 Bde. 8. 2 rthlr.

Saul der zweite, genannt der dicke König von Kanonenland. Mit 1 Kpf. 8. 1 rthlr. 10 gr.

Schinderhannes, Bückler genannt, der berüchtigte Räuberhauptmann. Ein wahrhaftes Gegenstück zum Rinaldo Rinaldini. Mit 1 Kupfer von Roßmäsler. 2 Bände 8. 2 rthlr. 8 gr.

Schicksale der vermeinten Gräfin Julie von Ordenburg. Ihre Verfolgung, Einkerkerung, Aufenthalt und Qualen unter den Nonnen und Tage des Schreckens unter den französischen Soldaten. 3 Bdchn. 8. 3 rthlr.

Schule, die, der Liebe. Mit 1 Kpf. und 1 Vignette von Jury. 8. 1 rthlr.

Schweizer's Elegien. 8. 2te Auflage. 18 gr.

Tausend und eine Tollheit, oder Reisen eines Bremer Kaufmanns durch die Spatziergänge der Liebe ins Labyrinth d. Ehestandes. Mit 1 Kpf. 8. 1 rthlr. 12 gr.

Thaten der Vorzeit. Eine Fortsetzung der Sagen aus dem Alterthum, von August Lafontaine. Mit 2 Kupf. 8. 1 rthlr.

Todtengericht, das, mit 1 Kpf. von Schule. 8. 20 gr.

Todtentanz, der, bey Ismael. Geschichte einer Bluthochzeit, nebst dem Leben des Bräutigams, mit 1 Kupfer. 8. St. Petersburg. 1 rthlr. 12 gr.

Wanderungen, malerische, am Arme meiner Karoline, durch die Blumengefilde des Frühlings nach dem Thale der Liebe. Mit Kpfn. 2 Bde. 2 rthlr.

Weib, das, unglückliche. Ein Roman vom Verf. des silbernen Kalbes. 2 Bde. 8. 1 rthlr. 20 gr.

Werke des Wahnsinns von Wezel. 4 Thle. 8. 3 rthlr.

HOFBIBLIOTHEK

Digitized by Google

Digitized by Google

kp. 25 Nov. 1826 Schmidl (L.M.)

92336
-489

Öst[illegible]ische Nationalbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google